This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

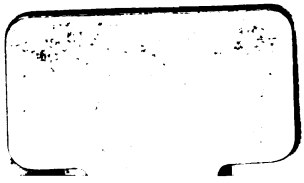
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Vet. Gr. III B. 35



5702

Miscellen

aus

dem Gebiete

der

Geschichte und Satire.

Von

Rudolph von Groscreutz.

Berlin,
Druck und Verlag von A. W. Hayn.
1843.

INSTITUTION
10 JAN 1952
OF OXFORD

Aus Lord Clive's Leben.

Nach dem Engliſchen.

Wie Großes die Engländer auch in Indien geleistet und wie sehr es verdient, genauer gekannt zu sein, so wissen wir doch — und die Briten selber — nur Weniges und Unzulängliches davon. Ein englischer Schriftsteller macht die Bemerkung, daß seine Landsleute von den Thaten der Cortez und Pizarro genauer, als von denen der eigenen Helden, unterrichtet seien, obgleich Alles, was jene spanischen Abenteurer ausgeführt, weit hinter dem zurückbleibe, was die Geschichte der englisch-ostindischen Kompagnie an wunderbaren Ereignissen darbiete. Cortez Siege, sagt er, wurden über Wilde errungen; die Indier, zehnmal zahlreicher als jene Amerikaner, waren zugleich eben so kultivirt, als nur die Spanier zur Zeit Karl's V. sein konnten. Mehrere ihrer Städte waren größer und schöner als Toledo oder Saragossa, einige ihrer Gebäude prächtiger als die Kathedrale von Sevilla. Es gab Handelshäuser in Indien, reicher, als irgend eine Firma in Cadix oder Barcelona, Vizekönige, deren Prunk die Pracht Ferdinand's des Katholischen bei Weitem übertraf, und Gonsalvo, der große Kapitain, würde in Erstaunen gerathen sein bei'm Anblick der zahllosen Reiterei, der

langen Züge von Geschütz, die sich bei den indischen Heeren befanden.

Wenn der angeführte englische Schriftsteller diese Unkunde seiner Landsleute in Dingen, die sie so nahe angehen, den Geschichtsschreibern Schuld giebt, die ein so interessantes Thema nicht zu behandeln gewußt, so wollen wir ihm nicht gerade Unrecht geben, möchten aber fragen, ob hierin der einzige Grund jener Unkenntniß liege, ob nicht der Nationalstolz sich durch jene Geschichten eben so verletzt als gehoben habe fühlen müssen und in der Alternative, von englischen Großthaten nur in Begleitung von englischen Schandthaten oder von beiden gar Nichts zu hören, sich lieber für das Letztere entschieden habe. Auch die Spanier übten Gräuel in Peru und Meriko, aber sie übten sie zum Theil aus minder niedrigen Motiven und in einer Zeit, welche gewissermaßen die Verantwortung übernahm; was die Spanier thaten, war weit entfernt von ihren Zeitgenossen mißbilligt zu werden. So ist es erklärlich, daß man begierig auf die Erzählung ihrer Siege horchte, während die Engländer zuweilen ein nicht geringes Interesse hatten, von den ihrigen zu schweigen.

Als Begründer der englischen Macht in Indien kann Clive betrachtet werden. Er hat sie geschaffen, erhalten und befestigt hinterlassen; in Clive resümirt sich die britische Art und Kunst des Kolonisirens, Verwaltens, Unterhandelns und Kriegführens. Das Gute wie das Schlimme britischer Herrschaft zeigt sich in ihm. Beides in seinem Höhenpunkte. Wir glauben daher unsere Zeit nicht unnützlich zu verwenden, wenn wir unseren englischen Quellen die Hauptzüge seines merkwürdigen Lebens — Alles, was den deutschen Leser weniger interessiren würde, bei Seite lassend — nacherzählen.

Robert Clive wurde geboren auf dem Landsitze seines Vaters bei Market-Drayton in Shropshire am 29. September 1725. Einige Charakterzüge, wodurch er sich als Mann ausgezeichnet, sollen schon in dem Knaben kenntlich gewesen sein. Ein leidenschaftlich heftiger Wille, eine in's Weite gehende Keckheit machten schon in seinem siebenten Jahre seinen Verwandten mit ihm zu schaffen. Schlägereien waren seine Lieblingsbelustigungen und mit Entsetzen sah man ihn eines Tages auf der Spitze des Kirchthurms von Market-Drayton, den er erklettert hatte, sitzen. Er formirte aus seinen jugendlichen Freunden, d. h. den Taugenichtsen des Städtchens eine Art Räuberbande, deren Unternehmungen gegen die Eßwaarenverkäufer des Städtchens gerichtet waren. Sie operirte unter Robert's Befehl mit solchem Glück, daß die Ladenbesitzer sich zu einem Vertrage mit ihm genöthigt sahen, in welchem er gegen einen Tribut von Aepfeln und Halbpennystücken ihnen die Sicherheit ihrer Fenster garantirte. Robert wanderte von Schule zu Schule, ohne Fortschritte zu machen und galt überall für einen ausgezeichnet nichtsnützigen Buben. Nur Einer seiner Lehrer war scharfsichtig genug, von dem trägen Jungen zu prophezeihen, daß er dereinst in der Welt eine bedeutende Rolle spielen werde.

Seine Familie erwartete nichts dergleichen und war froh, als sie ihm in seinem 18. Jahre eine Schreiberstelle bei der ostindischen Kompagnie verschaffen konnte, in welchem Posten er eingeschifft wurde, um in Madras sein Glück zu machen oder am Fieber zu sterben. Die damaligen Verhältnisse der Kompagnie waren sehr verschieden von ihren jetzigen, sie war nichts als eine Handelsgesellschaft, die kaum einige Quadratmeilen in Indien besaß, für welche sie eine Rente bezahlte. Sie un-

terhielt drei bis vier Forts und beſoldete eine geringe Zahl ſchlecht disziplinirter Truppen. Die jungen Leute in ihrem Dienſte waren nicht mit den Angelegenheiten eines großen Reiches beſchäftigt, ſondern mußten Kaſſen verwalten, Rechnungen führen und ein ſcharfes Auge auf die Privatkaufleute richten, die ſich in den Handel der Kompagnie miſchten. Madras, wo Clive angeſtellt wurde, war damals die Hauptniederlaſſung der Engländer. Am Fuße des Forts St. Georg gelegen, hatte es ſich raſch zu einer ziemlich bedeutenden Stadt erhoben, in der orientaliſcher Luxus herrſchte. Der Verkehr zwiſchen Europa und Indien war damals ſeltner, die Reiſe um's Kap dauerte faſt die doppelte Zeit und ſo iſt es erklärlich, daß man ſich der europäiſchen Sitten ſchneller und mehr entwöhnte, als gegenwärtig der Fall iſt.

Clive's Fahrt war ſelbſt für jene Zeiten ungewöhnlich langſam, er kam, da er ſein Schiff ſich in Braſilien aufgehalten, erſt ein Jahr nach ſeiner Abreiſe in Indien an. Seine Lage dort war traurig, ſein Geld war ihm ausgegangen, ſein Sold kärglich, er machte Schulden. Leute, an die er Empfehlungsbriefe mit gebracht, waren nach Europa zurückgekehrt, ſein Stolz hielt ihn ab, ſich irgendwo ſelbſt einzuführen, das Klima ſchadete ſeiner Geſundheit, ſeine Amtspflichten ſtimmten wenig zu ſeinem lebhaften Geiſte. der einzige Troſt, den er fand, war die Bibliothek des Gouverneurs, deren Benutzung ihm dieſer erlaubte und da Clive ſpäter wenig Muße hatte, ſich mit Büchern zu beſchäftigen, mag er ſich die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die er beſaß, in jener Zeit erworben haben. Doch vermochten weder Klima noch Armuth, weder ſeine Studien noch das Heimweh, an dem er litt, die verzweifelte Kühnheit ſeines Geiſtes zu bändigen und er begegnete ſeinen Vorgeſetzten, wie er

seinen Lehrern mitgespielt hatte. Zwei Mal versuchte er in dieser Periode einen Selbstmord, zwei Mal versagte das Pistol, was er gegen sich gerichtet. Dieser Umstand, erzählt man, hatte einen ähnlichen Einfluß auf ihn, wie auf Wallenstein der bekannte Sturz aus dem Fenster. Nachdem er sich überzeugt, daß das Pistol gehörig geladen gewesen, soll er in den Ausruf, daß er zu großen Dingen bestimmt sein müsse, ausgebrochen sein.

Der österreichische Erbfolgekrieg brachte auch in Indien die Franzosen und Engländer an einander. Frankreich hatte die Oberhand in den östlichen Meeren und Labourdonnais, Gouverneur von St. Mauritius, ein Mann von hervorragenden Talenten unternahm, der englischen Flotte zum Trotz, eine Expedition nach dem englischen Kontinent, erschien vor Madras und zwang es zur Kapitulation. Es wurde in dieser stipulirt, daß die englische Einwohnerschaft kriegsgefangen auf Ehrenwort und die Stadt, bis sie wieder eingelöst würde, in den Händen der Franzosen bleiben sollte. Labourdonnais verpfändete sein Wort, daß die Ranzion nur mäßig sein sollte.

Aber Düpleix, Statthalter von Pondichery, Labourdonnais' Vorgesetzter und Feind, ratifizirte die Konvention nicht, er wollte Madras nicht wieder an die Engländer ausliefern. Der englische Gouverneur von St. Georg nebst den angesehensten Personen der Stadt, wurden nach Pondichery geschleppt und im Triumph in die Stadt geführt. Unter solchen Umständen hielten sich die zurückgebliebenen Engländer ihres Wortes entbunden, auch Clive entfloh bei Nacht in muselmännischer Kleidung, nach Fort St. David, einer der kleinen zu Madras gehörigen englischen Besitzungen. Hier beginnt

Clive's militairische Laufbahn; er erhielt eine Fähnrichsstelle im Dienste der Kompagnie und that sich bald nicht allein durch Muth, sondern auch durch Einsicht, Thätigkeit und — Gehorsam hervor, so daß Major Lawrence, damals der beste Offizier der Briten in Indien, ihn bei allen Gelegenheiten auszeichnete. Doch schon nach ein paar Monaten traf die Nachricht vom Friedensschlusse zwischen England und Frankreich ein, Düpleix mußte Madras zurückgeben und der junge Fähnrich konnte seine friedlichen Geschäfte wieder vornehmen. In der That kehrte er zu seinem Pulte zurück, verließ es aber bald wieder, um Major Lawrence bei einigen Expeditionen gegen die Eingebornen zu unterstützen, von welchen er abermals zu seiner ursprünglichen Beschäftigung sich wendete. Während er so zwischen zweien Laufbahnen schwankte, traten Ereigniſſe ein, welche seine Bestimmung entschieden. Die indische Politik begann eine neue Phase. Obschon Frankreich und England im Frieden, entzündete sich doch zwischen der französisch- und der englisch-ostindischen Kompagnie ein Krieg, in welchem nichts weniger, als das glänzende Erbe Tamerlan's, auf dem Spiele stand.

Das Reich, welches Baber und seine Mongolen im sechszehnten Jahrhunderte errichteten, war lange eins der ausgedehntesten und glänzendsten der Welt. Kein europäisches Reich war so dicht bevölkert, konnte so reicher Einkünfte sich rühmen. Die Schönheit und Pracht der von den Beherrschern Hindostan's aufgeführten Gebäude, imponirte selbst denen, die Rom gesehen hatten. Die unzählige Dienerschaft und der Pomp, die den Thron von Delhi umringten, blendete selbst Augen, die an den Glanz von Versailles gewöhnt waren. Einige der großen Vizekönige des Mogul's beherrschten eine

Zahl von Unterthanen und genossen eines Einkommens, gleich dem König von Frankreich oder dem deutschen Kaiser, und selbst die Delegirten dieser Delegirten durften sich einem Großherzog von Toskana oder einem der deutschen Kurfürsten vergleichen.

Aber diese glänzende Außenseite barg ein schwaches Innere, der orientalische Despotismus bewährte auch hier seine auflösende Kraft. Trotz der kräftigen Politik Aureng-Zebs eilte der Staat unter ihm seinem Untergange entgegen und nach seinem 1707 erfolgten Tode stürzte er mit schrecklicher Schnelle zusammen.

Eine Reihe träger, wollüstiger Fürsten folgte ihm die nächsten 20 Jahre, während eine Invasion wilder Eindringlinge nach der andern durch die westlichen Pässe sich ergoß und die schutzlosen Reichthümer Hindostan's plünderte. Ein persischer Eroberer überschritt den Indus, drang durch die Thore von Delhi und nahm jene Schätze mit sich hinweg, welche einst Roe und Bernier in Erstaunen setzten: jenen Thron, welchen Europa's kunstvollste Hände mit den kostbarsten Juwelen Golkonda's schmückten und jenen „Berg des Lichts," der nach manchen sonderbaren Wechseln vor Kurzem in Rundjet-Singh's Armband funkelte und nun bestimmt ist, das häßliche Götzenbild von Orissa zu zieren. Die Afhganen vollendeten das Werk der Zerstörung. Die kriegerischen Stämme der Rasputen warfen das muselmännische Joch ab, eine Söldnerbande besetzte Rohilcund, die Seiks herrschten am Indus. Die Jauts verbreiteten Schrecken längs des Jumna. Von den an die indische Westküste grenzenden Hochlanden zog ein noch furchtbareres Geschlecht herab und bald zitterte man allenthalben vor den Mahratten. Ihre Herrschaft reichte bald von Meer zu Meer, ihre Häuptlinge geboten zu Poonah,

Gualior, Guzerat, Berar, Tanjore. Obwohl Herrscher geworden, setzten sie doch ihr Freibeuterleben fort. Ueberall wo ihre Trommeln dröhnten, entwichen die Einwohner, ihren Reißsack auf der Schulter, in wilder Flucht. Viele Provinzen erkauften durch jährlichen Tribut Schutz für ihre Ernten, ja der traurige Schattenkaiser selbst mußte sich zu ähnlichem Lösegelde verstehen. Wo die Vizekönige des Mogul's sich erhielten, machten sie sich unabhängig, wenn sie schon den äußeren Schein der Lehnpflichtigkeit beibehielten.

Wer hätte es denken sollen, daß dieser Verwirrung eine Handelsgesellschaft ein Ende machen, daß sie 15,000 Meilen von Indien entfernt, dort nur einige Morgen Landes zu kommerziellen Zwecken besitzend, in weniger als hundert Jahren vom Kap Kamorin bis zum ewigen Schnee des Himalaya herrschen würde, daß sie Mahratten und Muhamedaner in gleichem Gehorsam verschmelzen, jene wilden Raçen zähmen, ein stärkeres Reich, als je in diesen Regionen bestand, gründen und ihre siegreichen Waffen fern im Osten bis an den Buramputer, fern im Westen bis an den Hydaspes tragen, daß sie an den Thoren von Ava Friedensbedingungen diktiren und ihren Vasallen auf den Thron von Kandahar setzen würde?

Düpleix war der Erste, welcher die Möglichkeit auf den Trümmern des Mogul-Reiches ein europäisches zu gründen, einsah. Er trug sich mit diesem Gedanken zu einer Zeit, in der die Briten nur an Erweiterung ihres Handels dachten. Ihm entging nicht, von welcher Bedeutuug hier selbst eine nur kleine Schaar europäischer Soldaten war und wie leicht sich die Indier durch irgend eine glänzende Puppe — heiße sie Nabob oder Nizam — regieren ließen.

An Vorwänden zu Uebergriffen fehlte es bei dem Zustand Indien's nicht, alles Recht war ungewiß und die an diesen Verwirrungen theilnehmenden Europäer steigerten sie zu einem noch höhern Grade, indem sie die Verhältnisse des Westens und die Feudalzustände desselben auf den Osten anwendeten. War es vortheilhaft, einen Nabob als unabhängig zu betrachten, so fehlte der Grund nicht, denn in der That war er es; wollte man in ihm einen Lehnsträger des Throns von Delhi sehen, so war man wenigstens theoretisch dazu befugt. Man betrachtete ihn nach Willkür als erblichen oder absetzbaren Fürsten. Die Partei, welche sich des Erben Baber's versichert hatte, erklärte ihn für den unumschränkten Souverain, während ihre Gegner sein Reich für aufgelöst erklärten.

Der 1748 erfolgte Tod des Vizekönigs von Deccan gab seine Macht in die Hände seines Sohnes Nazir Jung. Die ansehnlichste Provinz seines Erbes — Karnatik — wurde von Anaverdhy-Chan verwaltet. Nun erhoben sich zwei Prätendenten, deren Einer — Mirzapha Jung, ein Enkel des Vizekönigs — Deccan, der Andere — Chunda Sahib, Eidam eines frühern Beherrschers von Karnatik — diese Provinz in Anspruch nahm. Beide vereint, drangen in Karnatik ein und sprachen die Hülfe der Franzosen an. Nichts konnte Düpleix erwünschter kommen. Er sandte ihnen 200 Franzosen und 2000 Sepoys. Anaverdhy-Chan wurde geschlagen und getödtet, sein Sohn Mohamed Ali floh mit den Trümmern des Heeres nach Trichonopoly und die Sieger machten sich zu Herren von fast ganz Karnatik. Düpleix benutzte sein Glück, Nazir Jung wurde von seinem eignen Gefolge erschlagen und Mirzapha Jung zum Beherrscher von Deccan erklärt. Der Triumph

der Franzosen war vollständig. Der neue Nizam wurde in Pondichery installirt. Düpleix, in muselmännischer Tracht, zog in demselben Palankin mit ihm in die Stadt und behauptete bei dem ganzen Schauspiel den ersten Rang. Er wurde zum Statthalter Indien's vom Fusse Kristna bis zum Kap Kamorin ernannt und sogar Chunda Sahib unter seiner Autorität gestellt. Ein großer Theil der von den frühern Vizekönigen von Deccan gesammelten Schätze floß in seine Kasse. Er soll 200,000 Pfund Sterling außer mehreren kostbaren Juwelen empfangen haben und beherrschte nun ein Volk von 30 Millionen fast unumschränkt.

Mirzapha Jung starb bald, aber sein Nachfolger bestätigte alle seine Anordnungen und Düpleix war nun der mächtigste Potentat Indien's. Mit Erstaunen sah die einheimische Bevölkerung auf den europäischen Abenteurer, auf den Weg, den er in vier Jahren gemacht, auf die Säule mit ihren in vier Sprachen verfaßten Inschriften, die er zum Andenken seiner Siege errichtete und auf die Stadt, die sich um dieses Monument unter dem Namen Düpleix-Falichabald (Stadt des Sieges von Düpleix) zu erheben begann.

Die Briten, die sich den Franzosen nur schwach widersetzt, fuhren fort, Mohamed Ali als Nabob von Karnatik anzuerkennen. Dieser aber war auf Trichonopoly beschränkt, was nun von Chunda Sahib und den Franzosen belagert wurde. Es schien unmöglich, den Feind zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, Lawrence hatte Indien verlassen, wo die Engländer, seit dem Fall von St. Georg, verachtet waren. In diesem Moment sollte der Genius eines unbekannten Jünglings dem Glück eine neue Wendung geben.

Clive war nunmehr 25 Jahr alt. Nach mancher-

lei Schwanken zwiſchen militairiſchem und kaufmänniſchem Leben hatte er endlich einen Poſten erhalten, in dem ſich beide vereinigten — er war Truppen-Kommiſſair mit Hauptmanns-Range geworden. Die Lage der Dinge entwickelte jetzt alle ſeine Fähigkeiten; er ſtellte ſeinen Vorgeſetzten vor, daß ohne ſchleunige Hülfe Trichonopoly fallen, Anaverdhy-Chan's Haus untergehen und die Franzoſen ſich zu Herren der ganzen Halbinſel machen würden. Ein kühner Schlag war nothwendig. Man billigte Clive's Plan einer ſchleunigen Diverſion, und ſtellte ihn an die Spitze von 200 engliſchen Soldaten und 300 auf europäiſche Weiſe disziplinirten Sepoy's, von deren Offizieren keiner je ein Gefecht mitgemacht hatte. In einer ſtürmiſchen Nacht brach Clive auf und erſchien vor Arcot, deſſen Garniſon in paniſchem Schrecken das Fort räumte. Auf der Stelle ſammelte er Proviant, warf Schanzen auf und traf alle Anſtalten, ſeine Eroberung zu behaupten. Die Garniſon, von ihrer Furcht zurückgekommen und bedeutend verſtärkt, kehrte zurück und lagerte ſich vor Arcot, aber Clive, abermals eine ſtürmiſche Nacht benutzend, überfiel und zerſprengte ſie, ohne ſelbſt auch nur Einen Mann zu verlieren.

Sobald Chunda Sing vor Trichonopoly dieſe Ereigniſſe erfuhr, ſandte er 4000 Mann gen Arcot, die ſich mit dem von Clive zerſtreuten Haufen vereinigten und außer andern Verſtärkungen auch eine von 150 Franzoſen durch Düpleix erhielten. Das Ganze, im Belauf von 10,000 Mann, ſtand unter Rajah Sahib, Chunda Sahib's Sohn, der ſogleich zur Belagerung der ganz unhaltbar ſcheinenden Feſte ſchritt. Die Wälle waren nämlich zerfallen, die Gräben ausgetrocknet, die Bruſtwehren niedrig und die ohnehin ſchwache Beſatzung ge-

schmolzen. Unter solchen Umständen unternahm es ein fünfundzwanzigjähriger junger Mensch, der bis dahin Buchhalter gewesen, die Vertheidigung zu leiten. 50 Tage dauerte die Belagerung. Es riß endlich Mangel ein, der Feind hatte eine Bresche, die immer gangbarer wurde, geschaffen. Wenig Truppen möchten in so verzweifelter Lage den Muth nicht haben sinken lassen, die Subordination nicht verweigert haben. Nicht so Clive's Häuflein. Dergestalt wußte er seine Soldaten zu begeistern, daß die indischen Sepoys freiwillig auf einen Theil ihrer Reisrationen zu Gunsten ihrer europäischen Kameraden, deren Magen mehr verlangte, verzichteten. Die Geschichte erzählt nicht viel Beispiele gleicher kriegerischen Treue und eines solchen Einflusses des Befehlshabers auf seine Untergebenen.

Rajah Sahib entschloß sich endlich zum Sturm; der Tag, den er wählte, war zu einer kühnen That wohl ausersehen. Es war der große mahomedanische Feiertag, welcher dem Andenken Hosein's, des Sohnes Ali's, gewidmet ist, einer der bedeutendsten des Islam's. Nach zwölf Jahrhunderten erregt noch immer dieser Tag den wildesten Enthusiasmus im Busen der indischen Muselmänner; wer an diesem Tage in den Waffen stirbt, ist entsündigt und geht unmittelbar zu den Freuden des Paradieses ein. Clive, in's Geheim vom Vorhaben des Feindes unterrichtet, hatte, erschöpft von der Anordnung seiner Gegenanstalten, sich eben zur Ruhe gelegt, als er, geweckt von dem Alarmgeschrei auf seinen Posten eilte. Der Feind drang vor, indem er eine Anzahl Elephanten, deren Vorderhäupter mit eisernen Platten bewaffnet waren, vor sich her trieb. Es schien, daß die Thore dem Stoß dieser lebendigen Sturmböcke nachgeben mußten. Nicht sobald jedoch fühlten die Bestien

das englische Musketenfeuer, als sie umdrehten und in wilder Flucht, die Ihrigen zerstampfend, das Weite suchten.

Der Feind senkte ein Floß in den Graben, welches einen Theil desselben ausfüllte. Clive gewahrend, daß die Kanoniere auf jenem Posten ihre Sache nicht gehörig verstanden, eilte herbei, richtete selbst ein Geschütz und reinigte in wenigen Minuten das Floß vom Feinde. Heißer noch war die Arbeit da, wo der Graben trocken war, aber auch hier siegte endlich das wohlgezielte Feuer der Engländer. Drei verzweifelte Stürme hatten sie abgeschlagen, ehe der Feind sich hinter den Graben zurückzog. Am folgenden Morgen war er verschwunden.

Clive, der von St. Georg Verstärkung erhalten, ergriff sogleich die Offensive und ging in Eilmärschen auf Rajah Sahib los, der sich an der Spitze von 5000 Mann — worunter 300 Franzosen — befand. Nach einem scharfen Gefecht schlug Clive ihn völlig. Rajah Sahib's Kriegskasse fiel in seine Hände, 600 feindliche Sepoy's traten in britischen Dienst. Der Satthalter von Arnee verließ Chunda-Sahib und erkannte Mohymed Ali an. Hätte Clive die vollständige Leitung des Krieges gehabt, dieser würde zu einem schleunigern Schlusse gekommen sein, so war es anders, ja Rajah Sahib erschien mit beträchtlichen Streitkräften fast unter den Kanonen von St. Georg. Doch Clive erreichte, schlug ihn und marschirte vom Schlachtfelde nach Fort St. David. Der Weg dahin führte über Düpleix Siegesstadt, die Clive nebst dem Monumente zerstörte, weniger vielleicht aus persönlicher oder nationaler Feindschaft, als aus Politik, da er wußte, unter welchem Zauber Düpleix die Indier, vermögt jener Trophäen, fesselte.

Das Gouvernement von Madras hatte beschlossen,

Clive mit einem ansehnlichen Detachement zur Verstärkung von Trichonopoly abzusenden, als Major Lawrence aus Europa zurückkehrte und das Oberkommando übernahm. Clive, des frühern Wohlwollens, was Lawrence ihm bezeigt, eingedenk, unterwarf sich ihm willig und Lawrence selbst, obwohl von keinen außerordentlichen Gaben, nährte doch nicht den Neid gewöhnlicher Menschen gegen höher stehende Geister, er erkannte das Verdienst seines Untergebenen, so daß das Verhältniß zwischen Beiden sich auf's Beste stellte.

Die Franzosen hatten den beiden Freunden keinen Befehlshaber entgegenzustellen. Düpleix, reich an diplomatischen und politischen Talenten, war kein Feldherr, nicht ein Mal ein Soldat und seinen Offizieren mangelte es an Fähigkeit. Die Briten triumphirten bald überall. Die Belagerer von Trichonopoly wurden nun selbst belagert und zur Kapitulation gezwungen. Chunda-Sahib fiel in die Hände der Mahratten und wurde wahrscheinlich auf seines Nebenbuhlers, Mohamed Ali's, Betrieb — ermordet. Dennoch blieb Düpleix ungebeugt und unerschöpflich an Hülfsquellen. Obwohl er von Europa keine Unterstützung erhielt, obwohl man seine Politik verdammte, obwohl die Truppen, die man ihm sandte, der Auswurf der Galeeren war, doch harrte er aus, intriguirte, bestach, versprach, setzte sein eignes Vermögen zu, erschöpfte seinen Kredit, verschaffte sich von Delhi neue Diplome, und erregte dem Gouvernement von Madras allerseits, sogar unter den Verbündeten der englischen Kompagnie, Feinde. Vergebens. Langsam, aber stätig wuchs die britische Macht.

Clive, dessen Gesundheit sehr gelitten, beschloß nach Europa zurückzukehren, nahm aber vorher noch die Forts von Covelong und Clingleput weg, ein um so bedeuten-

derer Dienst, je elender die Truppen waren, die man ihm anvertraut hatte. Siegreich kehrte er nach Madras zurück. Er heirathete um diese Zeit Mstrß. Maskelyne, die Schwester des berühmten Mathematikers und segelte gleich nach der Hochzeit ab. Ein ganz Anderer kehrte er in's Vaterland zurück, als er es verlassen. Der 27jährige junge Mann erregte allgemeine Aufmerksamkeit, schon galt er für einen der ersten Soldaten seines Landes und man gab ihm den ehrenvollen Spottnamen „General Clive." Die ostindische Kompagnie dankte ihm in den wärmsten Ausdrücken und bot ihm einen mit Diamanten besetzten Degen an, den er mit seltener Delikatesse nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß man seinen Freund Lawrence auf gleiche Weise bedenke.

Clive's Verwandte, die noch immer hartnäckig an seinen Erfolgen gezweifelt, durften sich um so mehr seiner Rückkehr erfreuen, als er sich sehr freigebig gegen sie erwies. Was ihm übrig blieb, ging in zwei Jahren darauf, denn er genoß seines Glückes, kleidete sich — selbst für jene Zeit — prächtig, hielt Kutsche und Pferde und nicht zufrieden, seine Schätze auf dem gewöhnlichen Wege los zu werden, ergriff er das sicherste und expedirendste Mittel, er ließ sich in's Unterhaus wählen — die Wahl wurde bestritten und eine Petition ihm seinen Sitz zu entziehen folgte 1754.

Der englische Verfasser, welchen wir zu unserm Führer erwählt, geht nun zu einer Schilderung der damaligen Parteipolitik über, wohin wir ihm nicht folgen können. Genug, daß Clive, der für den — durch die Reformakte nunmehr auch beseitigten Flecken von St. Michael gewählt worden, seinen Sitz endlich aufgeben mußte, nachdem sich die Parteien im Unterhause in ei-

ner langen Debatte gemessen hatten und die Partei, zu der Clive gehörte, unterlegen war. Ausgeschlossen vom Parlement und beschränkt in seinen Mitteln blickte er natürlich wieder nach Indien. Die Kompagnie, wie die Regierung, nahmen seine Dienste willig an. Zwar war in Karnatik ein günstiger Friede zu Stande gekommen, Düpleix war entlassen und mit den Trümmern seines Vermögens nach Europa zurückgekehrt, wo Verläumdung und Chikane ihn zu Tode hetzten, doch deutete Alles auf einen nahen Krieg zwischen England und Frankreich und ein gewandter Befehlshaber war in Indien sehr wünschenswürdig. Demgemäß ernannten die Direktoren Clive zum Gouverneur von Fort St. David und der König ertheilte ihm das Patent als Oberst-Lieutenant von der Armee. 1755 segelte er wiederum nach Asien.

Kaum zwei Monate in St. David, erhielt er Nachrichten, die all seine Energie erheischten. Von allen Provinzen, die dem Hause Tamerlan's angehörten, ist Bengalen die reichste durch Handel, Ackerbau und Viehzucht. Spezereien, Zucker, Oel, Vegetabilien jeder Art gedeihen im Ueberfluß. Der Ganges-Strom, welcher den Boden befruchtet, ist zugleich die Hauptstraße des östlichen Handels. Trotz seiner zahlreichen Bevölkerung versah Bengalen von jeher andere Provinzen aus seinen Kornspeichern. Aber diese Bevölkerung ist, vermöge des entnervenden Klima's, unter den trägen und weichlichen Stämmen Indien's der weichlichste und trägste und verhält sich zu den Bewohnern der übrigen indischen Landesstriche, wie sich der Asiate überhaupt zum Europäer verhält. In der ganzen Armee der Kompagnie sollen sich kaum hundert Bengalesen befinden, so sehr scheuen sie Anstrengungen und Gefahr. Ein solches Volk ist freilich für jede Herrschaft gemacht.

Die großen europäischen Handelskompagnieen besaßen schon lange Faktoreien in Bengalen. Die Franzosen waren — wie noch — in Chandernagore (am Hoogley) etablirt. Weiter stromabwärts hatten die Briten Fort William erbaut. Eine Kirche nebst großen Waarenhäusern erhob sich in der Nachbarschaft der Veste und eine Reihe geräumiger, den Hauptfaktoren der Kompagnie gehöriger Häuser dehnte sich längs der Ufer des Flusses aus. Nicht weit davon hatten die Eingeborenen eine Stadt gegründet, die lebhaft und geschäftig von mehreren reichen Hindu-Kaufleuten bewohnt war. Doch bot der jetzt von den Palästen von Chavinghren bedeckte Strich dem Anblick nur einige Strohhütten dar und an der Stelle der heutigen Zitadelle und der gegen Abend täglich mit den elegantesten Equipagen Calcutta's bedeckten Promenade befand sich ein den Wasservögeln und Alligators überlassener Sumpf. Für den Grund, auf dem die Niederlassung stand, bezahlten die Engländer einen Pacht und übten innerhalb derselben eine gewisse Jurisdiktion.

Bengalen mit Oriſſa und Bahar war lange von einem Vize-König, den die Engländer Anaverdy-Chan nannten, und der, gleich anderen Vize-Königen des Moguls in der That unabhängig war, regiert worden. Er starb 1756 und seine Herrschaft fiel an seinen noch nicht zwanzigjährigen Enkel Sourajah-Dowlah. Ein so elendes Wesen in der Regel ein orientalischer Despot ist, so zeichnete sich doch Sourajah-Dowlah unter dieser Klasse durch seine Verworfenheit noch aus. Schwach an Geist, störrischen Sinnes, hatte er eine Erziehung genossen, die selbst bessere Anlagen verdorben hätte. Frühe Ausschweifungen hatten ihn entnervt. Er war dem Genuß hitziger Getränke ergeben, die sein schwaches

Gehirn bis zum Wahnsinn aufregten. Seine Günstlinge waren aus der Hefe des Pöbels genommen und konnten sich ihm einzig durch plumpen Scherz und niedrige Schmeichelei empfehlen. Er war grausam von Natur und wie er sich schon als ein Kind ergötzt hatte, Vögel und andere Thiere zu quälen, fand er jetzt ein doppeltes Vergnügen daran, seine Nebenmenschen zu martern.

Von Kind an haßte Sourajah-Dowlah die Engländer — aus Laune und seinen Launen wurde nicht widersprochen. Der übermäßige Begriff, welchen er von ihren Reichthümern hegte, reizte ihn, sie zu plündern, sein schwacher Verstand konnte sich nicht zu der Einsicht erheben, daß, wären die Schätze von Calcutta noch größer gewesen, als sie in der That waren, sie ihn für den Verlust nicht entschädigen konnten, welchen er sich zuzog, wenn er den europäischen Handel von seinem Hauptsitz Calcutta nach irgend einem anderen Orte vertrieb. Vorwand zu Händeln war leicht gefunden. Die Engländer, in Erwartung des französischen Krieges, hatten ihre Niederlassung ohne besondere Bewilligung des Nabobs zu befestigen angefangen. Ein reicher Eingeborener, den jener plündern wollen, hatte Zuflucht in Calcutta gesucht und war nicht ausgeliefert worden. Gründe genug zu Gewaltthätigkeiten für Sourajah-Dowlah. Mit einem großen Heere marschirte er gegen Fort William.

Düpleix hatte die Diener der Kompagnie in Madras genöthigt, Staatsmänner und Soldaten zu werden; die in Bengalen — fast noch bloße Kaufleute — erschraken mehr ob der nahenden Gefahr. Der Gouverneur, mit Sourajah-Dowlah's Grausamkeit bekannt, verlor den Kopf, setzte sich in ein Boot und suchte im nächsten Schiffe Sicherheit. Das Fort wurde nach kurzem Widerstande genommen und eine Menge Engländ-

der fiel in die Hände des Feindes. Der Nabob selbst ließ sich in königlichem Pomp im großen Saale der Faktorei nieder und gebot den vornehmsten Gefangenen, einen gewissen Holwell, vor sich zu bringen; er schimpfte auf die Frechheit der Engländer und murrte über die kargen Schätze, welche er gefunden, doch versprach er das Leben der Gefangenen zu schonen. Darauf zog er sich zur Ruhe zurück.

Jetzt geschah jenes große Verbrechen, merkwürdig wegen der Grausamkeit, mit der es vollführt, wie wegen der Rache, durch welche es bestraft wurde. Die Engländer wurden den Wachen überliefert und diese bestimmten zu ihrem Kerker ein unter dem fürchterlichen Namen der „schwarzen Höhle" bekanntes, in einem Thurme gelegenes Zimmer, das unter jenem Klima selbst für einen einzelnen europäischen Verbrecher zu enge gewesen wäre. Es maß dies Zimmer 20 Fuß im Geviert, die Luftlöcher waren schmal und verbaut. Es war die Zeit des Sommersolstitiums, eine Zeit, in der der Engländer die sengende Hitze Indien's kaum in den luftigsten Räumen und bei stetem Gebrauch des Fächers zu ertragen vermag. Die Zahl der Eingeschlossenen betrug 146. Als sie den Befehl einzutreten erhielten, glaubten sie, die Soldaten trieben ihren Spott mit ihnen und bekannt mit dem Versprechen des Nabobs, ihnen das Leben zu erhalten, lachten und spotteten sie des absurden Befehls. Bald entdeckten sie ihren Irrthum, die Wachen drohten, jeden Widerstrebenden niederzuhauen und trotz alles Flehens wurden sie in die Zelle getrieben, die sogleich hinter ihnen geschlossen wurde.

Nichts in der Geschichte und Poesie — nicht einmal Ugolino's Hungersqual — kann mit den Schrecken der nun folgenden Nacht verglichen werden. Die Ge-

fangenen schrieen um Gnade, sie suchten die Thür zu erbrechen, Holwell bot der Wache Bestechung, aber es blieb bei der Antwort, daß ohne des Nabobs Befehl Nichts geschehen könne, daß dieser schlafe und ärgerlich sein würde, wenn man ihn wecke. Nun ergriff der Wahnsinn der Verzweiflung die Eingekerkerten, sie traten Einer den Andern nieder, schlugen sich um die Plätze an den Fenstern und um das wenige Wasser, was das spöttische Mitleiden ihrer Kerkermeister ihnen zukommen ließ. Einige begannen zu phantasiren, diese beteten, jene fluchten. Sie baten die Wachen, Feuer auf sie zu geben, diese holten Licht herbei und schüttelten sich vor Lachen bei'm Anblick des gräßlichen Gewirres. Der Tumult erstarb endlich in leisem Wimmern und Stöhnen. Der Tag brach an. Der Nabob, der seinen Rausch ausgeschlafen, erlaubte die Thür zu öffnen, doch dauerte es geraume Zeit, ehe die Wachen eine Gasse machen konnten, durch welche die Ueberlebenden zwischen den an beiden Seiten aufgehäuften Leichen, an denen die indische Hitze bereits ihre ekelhafte Wirkung übte, hindurchkommen konnten. Als der Gang endlich bereit war, schwankten 23 unkenntliche, gräßliche Gestalten, eine hinter der andern, aus diesem Leichenhause. Die Todten, 123 an der Zahl, wurden in eine alsbald gemachte Grube geworfen.

Doch diese noch heute Schauder erregenden Dinge erweckten nicht das Mitleid noch die Gewissensbisse des Nabobs. Einige zwar, von denen Nichts zu erpressen war, durften abziehen, aber die, von denen das Gegentheil zu vermuthen, wurden mit ausgesuchter Härte behandelt. Holwell, unfähig zu gehen, wurde vor den Tyrannen geschleppt, der ihn mit Schmähungen und Drohungen überhäufte und mit einigen anderen seiner

Unglücksgefährten, von denen er wähnte, daß sie um die Schätze der Kompagnie wüßten, in Ketten weiter in's Land schickte. Kaum von ihrer Agonie wieder erstanden, wurden sie in elenden Schuppen untergebracht und nur mit Wasser und Brod beköstigt, bis endlich die Fürsprache einiger Weiber des Nabobs ihnen eine geringe Erleichterung verschaffte.

Sourajah-Dowlah beförderte mittlerweile Sendschreiben an seinen nationellen Souverain nach Delhi, in denen er sich in die pomphaftesten Schilderungen seines Sieges einließ. Er legte eine Garnison in Fort William, untersagte allen Engländern in der Nähe desselben zu wohnen und befahl zum Andenken seiner Heldenthaten Calcutta hinfort Alinagora (Hafen Gottes) zu nennen.

Im August kam die Nachricht von diesen Ereignissen nach Madras, wo sie die lebhafteste Entrüstung und ein allgemeines Rachegeschrei erregte. Innerhalb achtundvierzig Stunden wurde der Beschluß gefaßt, daß eine Expedition nach dem Hoogley abgehen solle. Das Kommando über die Truppen erhielt Clive, während Admiral Watson die Seemacht befehligte. 900 Mann tüchtiger englischer Truppen nebst 1500 Sepoys sollten einen Fürsten züchtigen, der mehr Unterthanen beherrschte und über mehr Einkünfte gebot, als Friedrich II. oder selbst Maria Theresia. Die Expedition, die im Oktober abfegelte, erreichte, widriger Winde wegen, Bengalen erst im Dezember.

Der Nabob schwelgte unterdessen in erträumter Sicherheit in Moorshedabad. Seine Unkenntniß fremder Länder ging so weit, daß er zu sagen pflegte, in ganz Europa gäbe es nicht mehr als 10,000 Menschen. Daß die Briten einen Angriff auf ihn wagen würden,

war ihm nie in den Sinn gekommen. Doch fing er, obwohl er sie nicht fürchtete, an, sie sehr zu vermissen. Seine Einkünfte schmolzen. Seine Minister machten ihm begreiflich, daß es wohl bisweilen zuträglicher sein möchte, den Handel zu beschützen, als Kaufleute auf die Folter zu spannen, um sich ihrer verborgenen Juwelen und Kostbarkeiten zu bemächtigen. Schon war er bereitwillig, der Kompagnie die Widereröffnung ihrer Geschäfte zu gestatten, als ihn die Nachricht vom Einlaufen der englischen Expetition in den Hoogley überraschte. Auf dem Flecke versammelte er seine Truppen in Moorshedabad und brach nach Calcutta auf.

Clive operirte mit gewohnter Energie und Schnelle, er nahm Budgebudge, schlug die Garnison von Fort William, eroberte Calcutta wieder, stürmte und zerstörte Hoogley. Der Nabob erbot sich zur Herstellung der Faktorei, zu Entschädigungen. Clive verstand sich, obwohl gegen seinen Willen dazu, er hing von einem Ausschuß der Kompagnie ab, der sich nach dem Ersatz seiner Verluste sehnte; auch hatte die Nachricht von dem mittlerweile in Europa zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Kriege auf die Entscheidung Einfluß. Man wünschte in Madras, die Expedition bald möglichst zurückkehren zu sehen. So entschloß man sich denn mit dem Nabob zu unterhandeln.

Mit diesen Unterhandlungen beginnt in Clive's Leben ein neuer Abschnitt. Er wird Staatsmann und seine militairischen Thaten sind von nun an seinen politischen Konzeptionen untergeordnet. Aber so große Talente er in dieser neuen Laufbahn entwickelte, hat er auf ihr seinen Charakter doch befleckt. Unser britischer Führer geht hier in eine psychologische Erörterung ein, die wir übergehen müssen. Das Resultat ist, Clive habe

im Orient eine orientalische Politik befolgen zu dürfen, ja zu müssen geglaubt. Wie weit eine solche Entschuldigung oder Rechtfertigung reicht, möge der Leser beurtheilen. Wir gehen weiter.

Die Unterhandlungen mit dem Nabob wurden hauptsächlich durch zwei Agenten geführt — durch einen gewissen Watts, einen Beamten der Kompagnie und durch einen Bengalesen, Namens Omichund, einen der reichsten Kaufleute von Calcutta, der dort große Verluste erlitten hatte. Bekannt mit englischer Sitte, besaß er zugleich großen Einfluß auf seine Landsleute; gewandt, listig, von schneller Fassungsgabe, Takt und Ausdauer, war er zugleich, wie alle Hindus, kriechend und betrügerisch.

Der Traktat war mit dem Nabob endlich, trotz aller Winkelzüge des letztern, abgeschlossen, aber es war dem Nabob kein Ernst damit und er begann sofort mit den französischen Behörden zu Chandernagore neue Intriguen anzuspinnen. Clive, davon in Kenntniß gesetzt, beschloß einen entscheidenden Schlag zu thun. Er und Watson griffen Chandernagore zu Lande und zu Wasser an und nahmen es.

Der Nabob gerieth auf's Neue in Furcht; in seiner Unschlüssigkeit suchte er bald Clive, bald Büssy, den Befehlshaber der Franzosen in Indien, zu bestechen, bald zerriß er die Briefe, welche Clive ihm schrieb, bald beantwortete er sie im blühendsten Style des Orients, er befahl dem Agenten Watts sein Angesicht zu meiden und drohte ihn spießen zu lassen, dann rief er ihn wieder zurück und bat ihn um Verzeihung. Inzwischen hatte sich unter seinen Unterthanen selbst eine furchtbare Verschwörung gegen ihn gebildet, an deren Spitze Roydullab, sein Finanzminister, Meer-Jaffier, einer seiner

vornehmsten Offiziere, und ein reicher Banquier Juppet-Seit standen. Diese setzten sich mit den englischen Agenten und dem Kommittee in Kalkutta in Verbindung, zwischen welchem letztern und den Verschworenen beschlossen wurde, Sourajah-Dowlah zu stürzen und Meer-Jaffier auf den Thron zu setzen, wofür dieser der Kompagnie reiche Vortheile versprach. Hier ist es, wo Clive's Doppelzüngigkeit ihn den gerechtesten Vorwürfen aussetzt. Er wußte den schwachen Sourajah-Dowlah durch seine Briefe in die vollkommenste Sicherheit einzulullen, während er in seinen Schreiben an Meer-Jaffier diesen auf alle Weise in seinem Unternehmen aufmunterte und zur Beschleunigung desselben drängte. Zwar schöpfte der Nabob Verdacht, doch wußte Omichund ihn zu beruhigen. Diesem waren reiche Entschädigungen für seinen Verlust in Kalkutta zugesagt, doch war das dem schlauen Bengalesen nicht genug. Er hielt den Faden der ganzen Intrigue, mit Einem Worte konnte er das angesponnene Komplott vernichten. Er beschloß aus dieser seiner Stellung den gehörigen Vortheil zu ziehen und verlangte für seinen Beistand 300,000 Pfund Sterling. Clive, im Voraus mit sich darüber einig, Omichund in seiner eigenen Münze zu bezahlen, bewog das Komittee, Alles zuzugestehen.

Allein wie sollte man den listigen Hindu hinter das Licht führen? Omichund hatte verlangt, daß ein ihn und seine Entschädigung betreffender Artikel in den Vertrag zwischen den Engländern und Meer-Jaffier eingerückt werde und wollte den Traktat mit eigenen Augen sehen. Clive fand eine Auskunft. Es wurden zwei Verträge — der eine auf weißem, der andere auf rothem Papier — entworfen, deren erster allein Gültigkeit haben sollte, während der letzte eine bloße Fiktion war und nur

in dieſem fand die Omichund betreffende Klauſel ſich vor. Da jedoch Admiral Watſon Bedenken trug, ſich in eine ſolche Betrügerei zu miſchen und es ablehnte, ſeinen Namen zu unterzeichnen, ſo machte Clive — unſer engliſcher Verfaſſer ſagt, daß er das Faktum mit Erröthen erzähle — den Namen des Admirals nach. Nun war Alles bereit, Clive und Watſon ſetzten ſich in Bewegung und die Briefe des erſtern an den Nabob ſprachen nunmehr aus einem neuen Ton; er kam auf die Verluſte der Kompagnie zurück und kündigte ihm an, daß er ihm an der Spitze „ſeiner Leute" die Aufwartung machen wolle. Souradjah-Dowlah marſchirte ihm entgegen. Es war ausgemacht worden, daß Meer-Jaffier mit dem unter ſeinem Befehl ſtehenden Korps zu Clive übergehen ſollte. Dieſen aber übermeiſterte im entſcheidenden Momente die Furcht; er blieb aus.

Clive war bis Koſſimbazur vorgerückt, der Nabob ſtand mit einem zahlreichen Heere wenige Meilen davon bei Plaſſay. Noch immer zögerte Meer-Jaffier ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen und erwiderte die dringendſten Mahnungen des engliſchen Feldherrn durch ausweichende Antworten.

Dieſer befand ſich in der peinlichſten Lage. Durfte er ſeinem Verbündeten noch trauen? Und, wie ſehr er ſich auf ſein militairiſches Talent, auf die erprobte Tapferkeit und Disziplin ſeiner Truppen verlaſſen mochte, durfte er ſich mit einem zwanzig Mal ſtärkeren Gegner in einen offenen Kampf einlaſſen? Vor ſeiner Front floß ein kleiner Fluß, der zwar leicht zu paſſiren, aber ein Mal überſchritten im unglücklichen Fall jeden Rückzug faſt unmöglich machte. Zum erſten und letzten Male wich hier ſein unerſchrockener Geiſt für wenige Stunden vor der Verantwortlichkeit zurück, die er auf

sich laden sollte. Er berief einen Kriegsrath. Die Majorität, welcher Clive selbst beitrat, stimmte gegen eine Schlacht. Lange nachher hat Clive gestanden, daß er nur ein Mal in seinem Leben einen Kriegsrath versammelt und daß, wenn er dessen Meinung befolgt habe, Bengalen nimmermehr englisch geworden wäre. Der Kriegsrath war in der That kaum auseinander gegangen, so war Er wieder er selbst. Er zog sich unter den Schatten einiger Bäume zurück und brachte dort eine Stunde einsam in Gedanken zu. Als er zurückkehrte, ertheilte er Befehl, den Fluß zu überschreiten.

Es geschah. Nach einem mühseligen Marsch schlug das Heer, spät nach Sonnenuntergang, sein Lager in einem Wäldchen von Mungo-Bäumen, nahe bei Plassay, eine Meile vom Feinde, auf. Clive vermochte nicht zu schlafen; er hörte die ganze Nacht hindurch, vom Lager des Nabob's her, den Schall der Trommeln und der Zymbeln. Kein Wunder, wenn selbst sein starkes Herz zuweilen sank bei dem Gedanken, gegen welche Uebermacht er kämpfte und welches Spiel er spiele.

Nicht weniger wurde Souradjah-Dowlah von Sorgen gepeinigt. Sein zugleich schwaches und wildes Gemüth bebte zurück bei der Annäherung der Krisis, der er um so ängstlicher entgegen sah, als er allen seinen Feldherren mißtraute und jede Annäherung eben so sehr scheue, als die Einsamkeit.

Der Tag, welcher über Indien's Schicksal entscheiden sollte, brach an. Die Armee des Nabob's bewegte sich gegen den Wald, wo Clive lagerte. 40,000 Mann Infanterie, bewaffnet mit Flinten, Piken, Schwertern, Bogen und Pfeilen, begleitet von 50 Geschützen des größten Kalibers, deren jedes von einem Gespann weißer Ochsen gezogen und hinten von einem Elephanten

geſchoben ward, bedeckten die Ebene. Die Kavallerie, 15,000 Pferde ſtark, beſtand nicht aus weichlichen Bengaleſen, ſondern aus den kriegeriſchen Stämmen des Nordens. Doch waren einige kleinere Artilleriestücke, von franzöſiſchen Kanonieren bedient, vielleicht der furchtbarſte Theil des Heeres. 3000 Mann waren Alles, was Clive dieſer Macht entgegen zu ſtellen hatte.*)

Die Schlacht fing mit einer Kanonade an, von Seite des Nabob's ohne Wirkung, von engliſcher mit um ſo größerer. Bald begann Unordnung unter den Indiern einzureißen, der Nabob ſelbſt, der immer ängſtlicher wurde, folgte endlich dem hinterliſtigen Rathe eines der Verſchworenen und befahl den Rückzug. Dieſer Befehl entſchied ſein Schickſal, Clive erfaßte den Moment und rückte zum Angriff vor. Die wilde Maſſe des Feindes löſ'te ſich auf vor ſeinem disziplirten Häuflein. Nie war ein Sieg vollſtändiger, innerhalb einer Stunde war Souradjah-Dowlahs Heer vollſtändig zerſprengt. Der Feind ließ nur 500 Todte auf dem Schlachtfelde, allein ſein Lager, ſein Geſchütz, ſeine Bagage, eine unermeßliche Anzahl von Wagen und Vieh fielen in die Hände des Siegers. Mit Verluſt von 22 Todten und 50 Verwundeten hatte Clive ein Heer von beinahe 60,000 Mann geſchlagen und ein Reich erobert, größer und bevölkerter als Großbritannien.

Meer-Jaffier hatte keinen Beiſtand geleiſtet, aber er beglückwünſchte nach abgemachter Sache ſeinen Verbündeten. Clive zerſtreute die Beſorgniſſe, die Meer-

*) Beſonders zeichnete ſich ein Detaſchement des 39ſten Regiments aus. Dieſes Regiment führt noch heute nebſt manchen andern ehrenvollen Zuſätzen, die es ſich unter Wellington in Spanien errungen, den Namen „Plaſſay," ſowie das Motto „Primus in India" in ſeinen Fahnen.

Jaffier wegen seines zweideutigen Benehmens hegen mochte, indem er ihm entgegen ging, ihn umarmte und als Nabob der drei großen Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa begrüßte. Er hörte seine Entschuldigungen freundlich an und rieth ihm, ohne Verzug nach Moorshedabad zu marschiren.

Souradjah-Dowlah war auf einem Kameel geflohen und in weniger als vierundzwanzig Stunden nach Moorshedabad gekommen, wo er seine Räthe zusammenrief. Die weisesten schlugen ihm vor, sich den Engländern zu überliefern, von denen er höchstens Absetzung und Gefangenschaft zu befürchten habe; andere, denen er beistimmte, riethen zur Erneuerung des Krieges. Doch es mangelte ihm jede Stätigkeit des Entschlusses. Als er Meer-Jaffier's Anrücken erfuhr, sank ihm der Muth. In gemeiner Verkleidung, ein Kästchen mit Juwelen in der Hand, ließ er sich aus einem Fenster seines Palastes herab und schiffte sich, von nur zwei Dienern begleitet, auf dem Patna-Flusse ein.

Nach wenigen Tagen rückte Clive an der Spitze von 200 Engländern und 300 Sepoys in Moorshedabad ein. Die Zeremonie der Installation Meer-Jaffier's ging alsbald vor sich. Clive leitete den neuen Nabob zu seinem Ehrensitz und überreichte ihm, nach der uralten Sitte des Orients, ein Geschenk an Gold. Er wendete sich darauf zu den, die Halle anfüllenden, Eingebornen und wünschte ihnen zu dem Ereigniß, welches sie von ihren Tyrannen befreit, Glück. Er war genöthigt, sich bei dieser Gelegenheit eines Dollmetschers zu bedienen und es ist merkwürdig, daß, so lange er in Indien verweilte, so vertraut mit den Sitten und dem Charakter der Eingebornen und so angebetet er von den unter ihm dienenden indischen Soldaten war, er sich

doch niemals in irgend einem der Dialekte des Landes mit Leichtigkeit ausdrücken konnte.

Der neue Souverain sollte nun die gegen seine Verbündeten eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen. Es wurde demzufolge eine Konferenz im Hause Jugget-Seits, des oben erwähnten Banquiers anberaumt, um das Nähere zu besprechen. Auch Omichund fand sich ein, Nichts ahnend und fest überzeugt, höher als je in Clive's Gunst zu stehen. Denn dieser, den Hindu an Verstellungskunst noch überbietend, hatte ihn bis auf diesen Tag mit der täuschendsten Artigkeit behandelt. Der Traktat auf weißem Papier wurde hervorgesucht und gelesen. Darauf wendete sich Clive zu einem der anwesenden Beamten der Kompagnie und sagte: „Es ist nun Zeit, Omichund aus seinem Irrthum zu ziehen." — „Omichund!" sagte der Beamte zu den Banquier, „Ihr habt Euch getäuscht, der rothe Vertrag gilt Nichts, Ihr werdet Nichts bekommen." Leblos fiel Omichund in die Arme seiner Diener; er kam zwar wieder zu sich, allein sein Geist war unheilbar zerrüttet. Clive, wenn schon rücksichtslos in seiner indischen Politik, war doch nicht unmenschlich; er sah Omichund einige Tage später, sprach gütig mit ihm und rieth ihm zu einer Pilgerschaft nach einem der großen Tempel Indien's, in der Hoffnung, eine Ortsveränderung werde die Gesundheit des Kranken wieder herstellen, ja er war fast entschlossen, sich seiner für den Dienst der Kompagnie zu bedienen, allein der Unglückliche genas nicht wieder.

Omichund war nicht das einzige Opfer der Revolution, die stattgefunden hatte. Wenige Tage nach seiner Flucht wurde Souradjah-Dowlah aufgegriffen und vor Meer-Jaffier gebracht. Hier wand der Elende sich in Konvulsionen zu den Füßen seines verrätherischen

Gegners und flehte mit Thränen und lautem Geschrei um Gnade. Meer-Jaffier schwankte, allein sein Sohn, ein Bube von siebenzehn Jahren, dem Gefangenen an Schwachsinn und Wildheit nicht unähnlich, war unerbittlich. Souradjah-Dowlah wurde in eine abgelegene Kammer geleitet, wohin seine Henker ihm auf dem Fuße folgten. Die Engländer hatten keinen Theil an der That, ja Meer-Jaffier bemühte sich, sie vor ihnen zu entschuldigen.

Reichthum ergoß sich nun in Strömen auf die Kompagnie und ihre Beamten. Eine Summe von 80,000 Pfund gemünzten Silbers wurde nach Fort William geschickt und Calcutta blühte von Neuem auf. Was Clive betrifft, so fanden seine Erwerbungen nur in seiner eigenen Mäßigung eine Grenze. Die Schatzkammer von Bengalen stand ihm zu freier Verfügung offen. Da waren nach der Sitte indischer Fürsten ungeheure Massen gemünzter Edelmetalle aufgehäuft, unter denen sich noch viele der Goldstücke befinden mochten, womit Venedig vor Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung die Stoffe und Spezereien des Ostens erhandelt hatte. Clive wandelte zwischen Haufen von Silber, Gold und Edelgesteinen und mochte sich nun selber helfen. Er begnügte sich mit einer Summe von 2 bis 300,000 Pfund Sterling.

Man hat über diesen Akt in Clive's Leben sehr strenge geurtheilt, ja das Parlament hat ihn späterhin einer Rüge unterworfen. Clive's neuester Lebensbeschreiber, Malcolm, sucht seinen Helden zu rechtfertigen. Gewiß beging Clive keinen Raub, keine Plünderung oder Erpressung, was er erhielt, war ein freiwilliges Geschenk; auch betrachtete er sich nicht als Offizier der Krone, sondern als Beamter der Kompagnie, die damals

in ſolchem Punkt weit nachſichtiger war und der die Sache auch kein Geheimniß blieb; wenig Andere würden ſich in gleicher Lage anders, ja nur ſo beſcheiden als er, benommen haben. Dennoch wird nicht mit Unrecht bemerkt, daß er ein böſes Beiſpiel gegeben und daß ein Beamter, der in auswärtigen Geſchäften gebraucht wird, nur von ſeinem Lande oder doch nur von der Körperſchaft, die ihn angeſtellt, Belohnungen annehmen ſollte.

Nur die Hand, die ihn auf den Thron geſetzt, konnte Meer-Jaffier auf demſelben erhalten. Er war zwar kein ſolcher Schwächling, kein ſo beſchränkter Kopf, als ſein Vorgänger, aber er beſaß keins der Talente, welche ſeine Stellung verlangte und ſein Sohn und Erbe Meeran war ein zweiter Souradjah-Dowlah. Die neueſte Revolution hatte die Gemüther der Menſchen wankend gewacht, mehrere Häuptlinge waren in offener Empörung gegen den neuen Nabob. Der Vizekönig der reichen Provinz von Ude, gleich allen anderen Vizekönigen des Moguls gegenwärtig ein unabhängiger Fürſt, bedrohte Bengalen mit einer Invaſion. Nur die Talente und Autorität Clive's konnten den wankenden Thron aufrecht erhalten.

Während die Dinge alſo ſtanden, kam ein Schiff mit Depeſchen aus dem Indienhauſe*) an. Als ſie geſchrieben wurden, wußte man in London noch Nichts von der Schlacht bei Plaſſay und es waren in ihnen überhaupt die unpaſſendſten und läſtigſten Vorſchriften über die künftige Verwaltung Bengalen's enthalten, ja, was das Schlimmſte war, Clive wurde gar keine Stelle in derſelben angewieſen. Zu ihrer großen Ehre

*) Wo die Direktoren der Kompagnie ihre Sitzungen halten.

scheuten die für die neue Regierung bestimmten Männer sich nicht, diese verkehrten Anordnungen unbeachtet zu lassen, sie nahmen es auf ihre Verantwortung, die wahrhaft dringlichen Maaßregeln zu treffen und räumten Clive die höchste Autorität ein. Er nahm sie an und es zeigte sich bald, daß die Beamten der Kompagnie den Wünschen ihrer Obern nur zuvorgekommen waren. Die Direktoren, sobald sie von Clive's neuesten glänzenden Dienstleistungen unterrichtet wurden, ernannten ihn sogleich zum Obergouverneur der Besitzungen der Kompagnie in Bengalen. Seine Macht war nun unumschränkt, und unumschränkter als jene, welche vordem Düpleix in Südindien ausgeübt. Meer-Jaffier betrachtete ihn mit sklavischer Ehrfurcht. Als einst die Dienerschaft eines seiner Häuptlinge mit den Sepoys der Kompagnie eine Streitigkeit gehabt, fragte der Nabob jenen mit Strenge: „Wißt Ihr auch, wer Oberst Clive ist und auf welchen Platz Gott ihn gestellt hat?" der Häuptling, der als ein bekannter Spaßmacher und als Meer-Jaffier's alter Freund sich etwas herausnehmen durfte, antwortete: „Ich sollte Oberst Clive beleidigen wollen — ich, der alle Morgen seinem Esel drei tiefe Bücklinge mache?" Und das war kaum eine Uebertreibung. Europäer und Indier insgesammt beugten sich tief vor Clive.

Clive gebrauchte seine Gewalt mit Geschick und Kraft. Er reinigte rasch den von Carnatik nordwärts liegenden Landstrich von den Franzosen, die dort noch die Oberhand hatten. Während ein Theil des Heeres so in der Ferne beschäftigt war, zeigte sich eine neue dringende Gefahr. Der Großmogul war der Gefangene eines seiner Unterthanen geworden. Sein ältester Sohn, Shah Allum, entfloh aus dem Palast und sam-

melte vermöge seines Ansehens, welches seine Geburt ihm gab, einen zahlreichen Haufen kriegerischer Abenteurer um seine Fahne, der bald bis zu einem Heere von 40,000 Mann erwuchs und aus Mahratten, Rohillas, Jauts, Afghanen, Menschen jedes Stammes und Glaubens bestand. Mit dieser Macht beschloß er den Aufschwung der Engländer zu hemmen und, seine eigene Herrschaft in Bengalen, Orissa und Bahar zu gründen.

Meer-Jaffier's Schrecken war groß; er suchte ein Abkommen mit Shah Allum zu erkaufen, aber Clive behandelte einen solchen Gedanken mit Verachtung, er schrieb dem Kommandanten von Patna, einem tapfern Eingebornen, er solle um jeden Preis auf die Hülfe der Engländer bauen. Clive hielt Wort. Shah Allum, der Patna eingeschlossen hatte und eben zum Sturme schreiten wollte, erfuhr kaum Clive's Anrücken, als sein Heer in wilder Flucht auseinanderstob. In wenigen Stunden hatte der englische Feldherr durch den Schrecken, welcher vor seinem Namen einherging, jede Gefahr beseitigt. Meer-Jaffier schenkte Clive für diesen wichtigen Dienst die ganze 30,000 Pfund Sterling betragende Rente, welche die Kompagnie für diejenigen Ländereien bezahlte, die ihr im Süden von Calcutta eingeräumt waren.

Die Dankbarkeit des Nabob's war von keiner langen Dauer. Meer-Jaffier fand seinen Verbündeten zu mächtig und fürchtete, die Hand, welche ihn gehoben, möge ihn auch wieder stürzen. Er schaute sich nach auswärtiger Hülfe um. Nach Besiegung der Franzosen blieben nur die Holländer übrig, deren Ruf in den östlichen Meeren einst groß gewesen. Er knüpfte demnach Unterhandlungen mit der holländischen Faktorei in Chinsura an und von hier aus ergingen dringende Mahnun-

gen an das Gouvernement von Batavia, eine Expedition auszurüſten, welche der Macht der Britten in Bengalen das Gleichgewicht halten könnte. Die Behörden in Batavia, begierig ihren Einfluß auszudehnen, noch begieriger nach Schätzen, wie ſie ſo manchem engliſchen Abenteurer geworden, gingen auf den Vorſchlag ein. Sieben große Schiffe ſegelten von Java ab und erſchienen im Hoogley, ſie führten 1500 Mann Truppen — die Hälfte Europäer — mit ſich. Die Zeit war wohl gewählt, da Clive ſich durch Detaſchements gegen die Franzoſen geſchwächt hatte. Er wußte, daß Meer-Jaffier heimlich die Expedition begünſtigte, daß, wenn er eine befreundete Macht angriff, er eine große Verantwortlichkeit übernahm, daß England, bereits im Kampfe mit Frankreich, einen Krieg mit Holland ſcheuen mußte, daß man ſeine Handlungen verläugnen und ihn ſtrafen konnte. Er hatte ſo eben einen großen Theil ſeines Vermögens durch die holländiſch-oſtindiſche Kompagnie nach Europa übermacht und war alſo bei der Erhaltung des Friedens intereſſirt. Doch überzeugt, daß wenn die holländiſche Expedition den Fluß hinaufging und ſich mit der Beſatzung von Chinſura vereinigte, Meer-Jaffier ſich in die Arme dieſer neuen Verbündeten werfen und das engliſche Uebergewicht in Bengalen gefährdet werden würde, nahm er ſeinen Entſchluß mit gewohnter Kühnheit. Die Holländer verſuchten, die Paſſage zu erzwingen; die Engländer ſtellten ſich ihnen zu Waſſer und zu Lande entgegen und obgleich der Feind auf beiden Elementen eine große Uebermacht entwickelte, erlitt er doch auf beiden eine vollſtändige Niederlage. Seine Schiffe wurden genommen, die Truppen zerſprengt. Der Sieger erſchien vor Chinſura und die Häupter dieſer Niederlaſſung, nun gänzlich

gedemüthigt, mußten die Bedingungen eingehen, welche Clive diktirte. Sie mußten ſich verbindlich machen, keine Feſtungswerke zu errichten und fortan nur eine geringe Anzahl von Truppen zu halten, ja es wurde ausdrücklich beſtimmt, daß jede Verletzung dieſes Vertrags ihre augenblickliche Austreibung aus Bengalen nach ſich ziehen ſolle.

Drei Monate nach dieſem neuen glänzenden Siege ſegelte Clive nach England. Dank und Ehre erwarteten ihn. Er wurde zur iriſchen Pairswürde erhoben; Georg III., der eben den Thron beſtiegen, die Miniſter, Pitt, der Clive's im Parlament mehrmals rühmlich gedacht, vor Allen, empfingen ihn mit Auszeichnung. Man bewunderte ſeine Thaten, man pries ſeine Talente, man verglich ihn Friedrich dem Großen; er war der Liebling der Nation. In der That hatte England ſeit Wolf's Tod keinen General beſeſſen, auf den es ſo ſtolz ſein durfte. Clive's Vermögen befähigte ihn, einen Aufwand gleich den Reichſten ſeines Landes zu machen. Es ſind Beweiſe vorhanden, daß er mehr als 180,000 Pfund Sterling durch die holländiſch-oſtindiſche und mehr als 40,000 Pfund durch die engliſch-oſtindiſche Kompagnie heimgeſchickt; was er durch Privathäuſer abſendete, kann ebenfalls nicht unbeträchtlich geweſen ſein. Er hatte zudem große Summen in den Ankauf von Juwelen geſteckt, wie es damals in Indien gewöhnlich war. In Madras allein ſoll er für 25,000 Pfund erſtanden haben. Seine indiſchen Beſitzungen trugen ihm nach eigner Schätzung jährlich an 27,000 Pfund ein. Nach Malcolm belief ſein geſammtes jährliches Einkommen ſich auf 40,000 Pfund und Malcolm ſchätzte es eher zu geringe als zu hoch. Eine Summe von 40,000 Pfd. aber zu Anfang der Regierung Georg's III.

bedeutete nicht weniger, als heute eine von 100,000 Pfund. Niemals — sagt unser britischer Autor — hat ein Engländer, der mit Nichts anfing, in dem frühen Alter von 54 Jahren ein solches Einkommen genossen. Doch machte er von seinen Reichthümern einen ehrenwerthen Gebrauch. Gleich nach der Schlacht von Plassay übersendete er seinen Schwestern eine Summe von 10,000 Pfund; er unterstützte alte Freunde, wie z. B. seinen ehemaligen Kommandeur, Major Lawrence, der in Dürftigkeit lebte, reichlich, setzte seinen Eltern eine Pension von 800 Pfund aus und hielt ihnen Wagen und Pferde.

Er selbst begab sich von Neuem in die parlamentarische Laufbahn und diese scheint er bei den großen Ländereienkäufen, die er machte, besonders im Auge gehabt zu haben. Wirklich erschien er nach der allgemeinen Wahl des Jahres 1761 an der Spitze einer nicht unverächtlichen Anzahl von ihm abhängiger Mitglieder im Unterhause, so daß er einer jeden Administration zu imponiren vermochte. Er nahm jedoch an der englischen Politik keinen oder geringen Antheil, all seine Blicke waren auf jene Gegenden gerichtet, in denen er sich als Krieger und Staatsmann so sehr hervorgethan. Besonders suchte er seinen Einfluß im Indienhause zu befestigen und zu erweitern, wo damals große Mißbräuche herrschten. Es gab noch kein Kontrol-Bureau. Die Direktoren, meist bloße Kaufleute, verstanden nichts von Politik und kannten das Land nicht, welches sie regieren sollten. Der Hof der Eigenthümer war zahlreicher und mächtiger als jetzt, ein Antheil von 500 Pfund berechtigte zu einem Votum. Die Zusammenkünfte waren im höchsten Grade stürmisch, die Debatten heftig. Es gab eine Masse von fingirten Stimmen

und Clive selbst kaufte Stocks für 100,000 Pfund, die er unter nominelle Eigenthümer, die seinen Eingebungen folgen mußten, vertheilte. Andere thaten, obwohl nicht in demselben Maaßstabe, dasselbe.

Man interessirt sich jetzt in England nicht mehr so sehr für die ostindischen Angelegenheiten, als früher. Der Grund ist klar; man kann daselbst nicht mehr solche kolossale Reichthümer sammeln, obwohl vielleicht jetzt mehr Leute von dort zurückkehren, die ein mittelmäßiges Glück gemacht. Aber diese haben, was sie gesammelt, durch Fleiß und Sparsamkeit erworben. Siebenzig Jahre früher kam weit weniger Geld aus Indien nach England, doch fiel es, unter eine weit geringere Anzahl von Personen vertheilt, weit mehr in die Augen und jeder Brite durfte hoffen, Einer der Glücklichen zu sein, die sich nicht vergebens den Abenteuern im fernen Osten unterzogen, die nicht umsonst ihr Loos in jener großen Lotterie — denn Lotterie wurde im Indienhause gespielt — genommen.

Je größer die Aussichten auf Gewinn, desto heftiger mußte natürlich der Kampf der Parteien im Indienhause sein. In der Zeit, von welcher wir reden, stand an der Spitze der vorwiegenden Sullivan, einer der Direktoren. Er war eifersüchtig auf Clive, der sich während der Periode seines Kommando's oft wenig an die aus England ergangenen Befehle gekehrt hatte. Es fand zwar zwischen beiden eine anscheinende Versöhnung statt, allein der alte Groll glimmte im Stillen fort. Die ganze Körperschaft der Direktoren wurde damals jährlich gewählt. Bei der Wahl von 1763 versuchte es Clive, die Gewalt der herrschenden Faktion zu brechen. Der Kampf war heftig, aber Sullivan siegte und sann jetzt auf Rache. Die Rente, welche Clive von Meer-

Jaffier erhalten, war, den besten englischen Juristen zufolge, gesetzmäßig. Dennoch wollten die Direktoren sie konfisziren und es blieb Clive nichts übrig, als bei'm Kanzlergericht klagbar gegen sie zu werden.

So stand er in offener Feindseligkeit gegen die Direktoren, als eine plötzliche und große Veränderung sich ereignete. Alle Schiffe, die von Bengalen zurückkehrten, brachten die traurigsten Nachrichten. Die dortige Regierung befand sich in der größten Verwirrung. Und wie konnte man es anders erwarten von einem Haufen Beamter, der so weit von seinen Vorgesetzten getrennt war, von denen Jeder nur auf die eigene Bereicherung dachte? In fast fünf Jahren, während deren Clive abwesend war, waren die Dinge auf die Spitze getrieben worden. Römische Proconsuln und spanische Vizekönige waren in Indien wieder auferstanden. Meer-Jaffier, die Kreatur der Kompagnie, war abgesetzt und ein anderer Nabob an seine Stelle gesetzt worden. Dieser aber zeigte Talent und Kraft und deßhalb mußte er seinem Vorgänger wiederum weichen. Meer-Cossein — so hieß dieser eben so schnell gestürzte als erhobene Nabob — rächte sich durch eine Metzelei, welche in ihrer Gräßlichkeit die Schauderthat der schwarzen Höhle noch überbot und floh in das Gebiet des Nabob's von Ude. Bei jeder dieser Revolutionen mußten die armen Unterthanen die Kosten tragen, um diejenigen zu befriedigen, welche den neuen Herrscher eingesetzt. Die Diener der Kompagnie wußten sich — für ihre Personen — den ganzen innern Handel des Landes anzueignen und zwangen die Einwohner, Alles theuer von ihnen zu kaufen, ihnen Alles wohlfeil zu verkaufen. Tribunale, Polizei, jede Autorität lag darnieder. Der arme Eingeborne schmachtete, während der Fremde ungeheure Reichthümer sam-

melte. Eine ſolche Tyrannei war ſelbſt in Indien unerhört. Der Hindu, der ſeinen Peinigern nicht zu widerſtehen wagte, entfloh endlich vor ihnen und oft zog der Palankin des reiſenden Europäer's durch verödete Dörfer und Städte, aus denen die Nachricht von ſeiner Ankunft die Bewohner verſcheucht hatte. Nur die militairiſche Uebergewalt konnte das Ganze noch zuſammen halten und ſelbſt mit dieſer frug es ſich, auf wie lange? Denn auch in der Armee war Indisziplin, Luxus, Raubſucht eingeriſſen.

Nur Clive — war der allgemeine Ruf — vermag es, die Ordnung wieder herzuſtellen, Männer aller Parteien vereinigten ſich in dieſem Gedanken. Clive erklärte den Direktoren, daß er, was ſeine Rente anbelange, ihnen ſolche Bedingungen vorlegen wolle, auf welche man ſich freundſchaftlich vereinigen könne. Doch es war eine größere Schwierigkeit vorhanden. Er erklärte, daß er das Gouvernement nicht übernehmen könne, ſo lange Sullivan, ſein eingeſtandener Feind, Präſident der Kompagnie ſei. Ein großer Tumult entſtand in der Verſammlung, wo Clive dieſe Erklärung gab. Vergebens bat Sullivan um's Wort, eine überwältigende Majorität war auf Clive's Seite und da Sullivan endlich auf ein Ballot drang, konnte er unter hundert Anweſenden die neun Stimmen nicht erlangen, die nöthig waren, wenn zu jener Abſtimmungsweiſe geſchritten werden ſollte. Clive wurde zum Gouverneur und General en chef der britiſchen Beſitzungen in Bengalen ernannt, er blieb bei ſeiner Erklärung und weigerte ſich ſein Amt eher anzutreten, als es bekannt ſei, wie die nächſte Direktorenwahl ausgefallen. Der Kampf war hartnäckig, aber Clive triumphirte. Sullivan, jüngſt noch herrſchend im Indienhauſe, hätte ſogar

faſt ſeinen Sitz verloren; der erwählte Präſident war dem neuen Gouverneur befreundet.

Unter ſolchen Umſtänden ſegelte Clive zum dritten und letzten Male nach Indien. Im Mai 1765 in Kalkutta angelangt, fand er die ganze Regierungsmaſchine in einem Zuſtande der Verwirrung, wie er ihn kaum gefürchtet. Meer-Jaffier und ſein Sohn waren geſtorben. Die Beamten der Kompagnie, trotz aller Gegenbefehle, hatten den Thron zur Verſteigerung wieder ausgeboten. 140,000 Pfund waren unter die einflußreichſten derſelben vertheilt und ein Kind des verſtorbenen Nabobs in Folge dieſer Beſtechung auf den Thron erhoben worden. Bei ſeiner Ankunft erfuhr Clive den ſchändlichen Handel. Er erklärte in verſammeltem Rath ſeinen Entſchluß, eine vollſtändige Reform Kraft ſeiner zivilen und militairiſchen Autorität durchzuſetzen. Johnſtone, einer der frechſten und verderbteſten Menſchen im Rathe, wagte einige ſchwache Entwürfe, doch Clive unterbrach ihn mit der Frage, ob er ſeine Autorität in Zweifel ziehe und Johnſtone entſchuldigte ſich, indem er eine ſolche Abſicht in Abrede ſtellte. Alle Geſichter wurden bleich bei dieſer Scene und es fiel weiter keine Silbe.

Clive blieb anderthalb Jahr in Indien und ſetzte in dieſer Zeit eine der umfaſſendſten und durchgreifendſten Reformen in's Werk. Auf dieſen Theil ſeines Lebens blickte er ſpäterhin mit dem größten Stolze zurück. Er konnte ſein Vermögen verdreifachen, wenn er den Mißbräuchen durch die Finger ſehen wollte, er wußte, welche Feindſchaften er ſich zuzog, wenn er ſtrenge verfuhr. Aber er ſammelte alle Kraft ſeines Geiſtes, ein Treffen zu liefern, weit gefahrvoller, als das von Plaſſay. Alles mußte ſich endlich vor ſeinem Willen beugen.

Die Annahme eines jeden Geschenkes wurde den Beamten untersagt, ihr Privathandel unterdrückt. Gegen diese letztere Anordnung erhob sich die ganze Niederlassung, wie Ein Mann. Aber der unerbittliche Gouverneur erklärte, daß, wenn nicht in Fort William, er sonst Unterstützung finden werde und ließ aus Madras die nöthige Anzahl von Zivilbeamten kommen, ihn in seiner Verwaltung zu unterstützen. Die faktiosesten Widersprecher wurden abgesetzt, die übrigen fügten sich.

Clive sah jedoch, daß das Uebel tiefer, nämlich in dem Systeme der Kompagnie, lag. Die Gehalte der Beamten waren zu niedrig und diese daher auf sonstigen Erwerb gleichsam angewiesen. Wie hätten ohne diesen selbst Männer von nur mittelmäßigen Talenten sich dazu verstanden, ihre besten Jahre unter der brennenden Sonne Indien's hinzubringen? Auch waren die Beamten der Kompagnie seit der Eroberung Bengalen's nicht mehr, was sie früher gewesen; mochten sie immerhin unbedeutende Titel führen, in der That waren sie Proconsuln, Proprätoren auswärtiger Provinzen. Sie hatten eine unermeßliche Gewalt bei unzureichendem Sold. Clive sah die Absurdität ein, von einem Manne, dem man Macht ertheilt, Entbehrungen zu erheischen. Sein Plan ging also auf eine Verbesserung der Gehalte, allein die Direktoren waren nicht geneigt, eine solche aus ihrer Kasse stattfinden zu lassen. Es blieb ihm nur ein Ausweg übrig und diesen, obwohl er ihn mancher übeln Nachrede bloß stellte, ergriff er. Er wendete die sehr ergiebigen Einkünfte des Salzmonopols zu seinem Zweck an: er vertheilte dieselben nach einer Skala, die nicht unverständig gewesen zu sein scheint. Wenn er hierin einigermaßen seine Vollmachten überschritt, darf man doch nicht verkennen, welche

Vortheile der Kompagnie selbst aus einer Anordnung entsprangen, die all jenen gehässigen Uebergriffen ein Ziel setzte, über die man so lange Klage führte.

Clive hatte die Opposition der Zivilbeamten unterdrückt, die der Armee war noch furchtbarer. Einige der von den Direktoren dekretirten Abzüge griffen wesentlich die Interessen derselben an und ein Aufruhr erfolgte, dem selbst ein Cäsar nicht gern entgegen getreten wäre. Zweihundert Offiziere verschworen sich, an einem und demselben Tage ihre Posten niederzulegen, nicht zweifelnd, daß Clive eher Alles eingehen werde, als das Heer, auf dem England's Macht und Ansehen im Osten beruhte, ohne Anführer zu lassen. Sie kannten ihn wenig, den unbeugsamen Geist, mit dem sie es zu thun hatten. Clive hatte nur wenig Offiziere, denen er trauen durfte, um sich; er ließ andere von Fort St. Georg kommen, er stellte sogar merkantile Agenten an und gab Befehle, jeden resignirenden Offiziere festzunehmen und nach Kalkutta zu bringen. Die Verschworenen fanden sich betrogen und fingen an die Segel einzuziehen. Aber Clive war unerbittlich, um so mehr, als die Truppen nicht wankten. Die Sepoys bewahrten ihm eine unerschütterliche Treue. Die Häupter des Komplotts wurden nunmehr festgenommen, verhört und kassirt. Der Rest bat, die gegebene Entlassung zurücknehmen zu dürfen, viele erklärten mit Thränen ihre Reue. Den Jüngern wurde Verzeihung, die Rädelsführer aber erfuhren keine Schonung. Gegen persönliche Beleidigung zeigte der Gouverneur dabei eine großmüthige Verachtung. Da man einen der Verschworenen beschuldigte, er habe den Vorschlag gemacht, ihn zu ermorden, sagte Clive: „Die Offiziere sind Engländer und keine Mörder."

Auch in den auswärtigen Angelegenheiten verließ ihn sein Glück nicht. So kriegerisch die Aspekten auch waren, gab doch seine Ankunft das Signal zum augenblicklichen Frieden. Der Nabob von Ude, eben im Begriff den Krieg gegen die Engländer zu beginnen, war froh den Frieden bewahren zu können; die Koalition einer Menge eingeborner Fürsten ging alsbald auseinander.

Zur selben Zeit wurde das Gouvernement in Bengalen auf einen neuen Fuß eingerichtet. Die englische Macht in dieser Provinz hatte bisher etwas Unbestimmtes, sie glich der Gewalt der Odoacer in der letzten Periode des weströmischen Reichs. Wie diese nordischen Häuptlinge, wünschten auch die Briten sich mit einem Rechtstitel zu bekleiden und Clive ging daher den Mogul an, ihm die Gewalt, die er bereits ausübte, rechtskräftig zu bestätigen. Der Mogul gänzlich hülflos, mußte sich Glück wünschen, daß man ihn um Etwas ersuchen wollte, was er doch nicht verweigern konnte. Es kann daher schnell zwischen beiden Theilen zu einem Vertrage, Kraft dessen die Engländer gegen eine jährlich zu entrichtende Summe, mit der Verwaltung der Einkünfte von Bengalen, Orissa und Bahar beauftragt wurden. Der Nabob wurde zwar in seiner Würde unangetastet gelassen, aber er war neben dem englischen Gouverneur nichts anderes, als die letzten Merovinger neben ihrem Major Domus waren.

Clive benutzte diese seine zweite Administration, so gut er es auch konnte, nicht zu seiner Bereicherung; die Gesetze, die er Andern vorgeschrieben, waren ihm selber heilig. Der Nabob von Ude wollte seine Freundschaft mit einer großen Summe und einem Körbchen voll Juwelen erkaufen, der Fürst von Benares bot ihm Dia-

manten von großem Werthe; aber er schlug Beides aus, ohne sich ein Verdienst daraus zu machen, so daß diese Thatsachen erst nach seinem Tode bekannt geworden sind. Er hielt ein genaues Register über seine Einnahme, seinen Antheil an den Vortheilen des Salzhandels und über die Geschenke, die er nach der Sitte des Ostens Höflichkeitshalber annehmen mußte. Er war stolz darauf, daß seine Administration, statt sein Einkommen zu vermehren, es vielmehr geschmälert hatte. Ein einziges reiches Geschenk nahm er in dieser Periode an, es war ein Legat von 60,000 Pfund, welches Meer-Jaffier ihm vermacht, aber er verwendete es zum Besten der Offiziere und Soldaten, die im Dienste der Kompagnie invalid geworden. Der Fonds, welcher noch heute Clive's Namen trägt, verdankt seinen Ursprung dieser Schenkung.

Nach einer Verwaltung von achtzehn Monaten verließ er für immer das Land, auf dessen Schicksale er einen so mächtigen Einfluß geübt, aber er kehrte diesmal nicht unter den Akklamationen seiner Landsleute zurück. Schon waren zahlreiche Klagen gegen ihn bereit, die ihm ein vorzeitiges Grab graben sollten. Seine alten Feinde im Indienhause waren noch mächtig und es waren neue hinzugekommen, deren Haß den ihrigen noch übertraf. Der ganze Plünderer- und Erpresser-Haufen, von dem er Bengalen gereinigt, verfolgte ihn mit unversöhnlicher Wuth. Man mißbrauchte die öffentlichen Blätter, lügenhafte Schmähungen über ihn zu ergießen und die allgemeine Stimmung war damals leider von der Art, daß dadurch ein ganz anderer Eindruck, als unter sonstigen Umständen, hervorgebracht wurde.

Die großen Ereignisse in Indien hatten in England

eine ganz neue Menschenklasse — Nabobs genannt — erzeugt. Es waren dieß Menschen, die weder aus reichen noch alten Familien entsprossen, frühzeitig in Indien ein großes Vermögen gesammelt hatten und mit diesem in ihr Vaterland zurückgekehrt waren. Nicht gewohnt an gute Gesellschaft, traten sie mit alle der Ungeschlachtheit auf, die Emporkömmlingen eignet. Sie hatten in Asien Sitten angenommen, die in Europa anstoßen mußten. Gewohnt an die Ehrfurcht, die man ihnen dort zollte, wollten sie diese auch hier erzwingen. Wo immer sie sich niederließen, entstanden Streitigkeiten zwischen ihnen und dem alten Adel und der Gentry. Die Nabobs wurden demzufolge bald höchst unpopulär. Einige von ihnen hatten in Indien große Talente entwickelt, allein davon wußte man in England wenig. Daß sie geringer Abkunft waren, daß sie Reichthümer erworben, die sie schamlos mißbrauchten und toll verschwendeten, daß sie alle Gegenstände in ihrer Nachbarschaft theurer machten — vom Preis der Eier bis zu dem der Wahlflecken, — daß ihre Livrée die von Herzögen verdunkelte, daß ihre Equipagen prächtiger waren, als des Lord Majors Kutsche, daß ihre zahlreiche und zuchtlose Dienerschaft die jeden andern Hauses verdarb, daß die meisten von ihnen trotz aller Pracht sich den Ton der guten Gesellschaft nicht anzueignen vermochten, sondern trotz ihres Gesindes, ihrer Marställe und ihrer Paläste ihre ursprüngliche Gemeinheit nicht verläugnen konnten — das wußte man und das war es, was in beiden Klassen, in der, aus welcher sie hervorgegangen, wie in der, in welche sie sich eindrängen wollten, den bittersten Widerwillen gegen sie erregte. Und wenn man erfuhr, daß der Reichthum, auf den ihr Dünkel sich gründete, durch Verletzung von Treue und Glauben,

durch Absetzung rechtmäßiger Fürsten, durch Plünderung ganzer Provinzen erworben war, so mußte Hoch und Niedrig sich gegen den Elenden vereinen, der nun, was er mit Verbrechen gewonnen, in niedrigen Ergötzlichkeiten verschlenderte. Selbst die Literatur nahm gegen die Nabobs Partei, die Tragödie gab sie dem Abscheu, das Lustspiel dem Gelächter preis; wie nach der Restauration gegen die Puritaner, erhob sich ein Sturm von Verwünschungen, gegen sie. Schriftsteller von jeder Farbe griffen sie an; in einem Zeitraum von fast dreißig Jahren spielt in der ganzen leichtern Literatur der Nabob seine Rolle, Foote's, Mackenzies', Cowper's Talente wurden gegen sie gewendet; in jedem Romane machte der Nabob den obligaten Böſewicht.

So war man gegen die Nabobs gestimmt und der Nabob vorzugsweise war — Clive, er war der Vornehmste, Glücklichste, Reichste, Gewandteste der ganzen Genossenschaft. Er trug seine Schätze so zur Schau, daß er beinahe Haß erregen mußte. Er lebte in Berqueley-Spuare mit großer Pracht, er baute einen Palast in Shropshire, einen andern in Claremont, sein parlamentarischer Einfluß hielt dem der angesehensten Geschlechter das Gleichgewicht. Er selbst, so einfach im Felde seine Gewohnheiten waren, gab sich einem weichlichen Leben hin, der Spartaner wurde zum Sybariten. Obgleich nicht schön und nur durch den gebietenden Ausdruck seiner Züge ausgezeichnet, wendete er doch eine lächerliche Sorge auf seine Garderobe. Malcolm führt einen seiner Briefe an, in welchem er 200 Hemden bestellt, „die schönsten und besten, die für Geld und gute Worte zu haben sind.“ Dergleichen machte im Publicum einen übeln Eindruck, doch war es noch nicht das Schlimmste. Schauderhafte Erzählungen

über ſein Walten in Aſien, größtentheils reine Erdichtungen, liefen umher. Er hatte die ganze Laſt nicht ſeiner Sünden, ſondern Alles deſſen, was je ein Brite in Indien gefrevelt, zu tragen; dieſelben Mißbräuche, gegen die er gekämpft, wurden auf ſeine Schultern geladen. In ihm perſonifizirte ſich alles Scheußliche, was man den Engländern in Aſien Schuld gab.

Inzwiſchen war der Impuls, welchen Clive der Verwaltung in Indien gegeben, immer ſchwächer und ſchwächer geworden. Seine Politik ward größtentheils aufgegeben. Die nachtheiligen Folgen zeigten ſich bald und andere Unfälle geſellten ſich hinzu. Ein ungewöhnlich heißer Sommer, der die Ernte nicht gedeihen ließ, erzeugte eine Hungersnoth und dieſe eine Peſt, welche das Land auf's Fürchterlichſte verheerte. Dieſe Nachrichten ſteigerten die Erbitterung in England. Die Eigenthümer der oſtindiſchen Papiere wurden wegen ihren Dividenden beſorgt, das Gerücht, die Beamten der Kompagnie hätten durch Aufhäufung der Reisvorräthe die Hungersnoth erzeugt, breitete ſich aus, man ſagte, daß dieſelben zehn, ja zwölfmal ſo theuer verkauft als eingekauft, man wollte wiſſen, daß ein Funktionair bei dieſer Gelegenheit 60,000 Pfund gewonnen, welche er nach London geſchickt. Alle dieſe Gerüchte, wahr oder nicht, vermehrten Clive's Unpopularität. Obgleich er bereits einige Jahre in England lebte, es half ihm Nichts — er war der Nabob, der Nabob vorzugsweiſe.

Das Parlament, was ſich bis dahin wenig mit den indiſchen Angelegenheiten befaßt hatte, mußte endlich einſchreiten und der ganze Sturm, der ſich ſeit ſo lange geſammelt, brach nun gegen Clive los. Seine Lage war peinlich. Gehaßt im Lande, gehaßt im In-

dienhause, gehaßt von den reichen Beamten der Kompagnie, deren Habsucht er gezügelt, gehaßt wegen seiner guten und seiner tadelnswerthen Handlungen, waren ihm zugleich die politischen Verhältnisse der Zeit entgegen. Die Partei Grenville's, zu der er gehörte, war geschwächt, Grenville selber todt, seine Anhänger zerstreut; so konnte Clive im Parlament fast nur auf die von ihm selber abhängigen Mitglieder zählen, während seine unversöhnlichen Feinde nichts Geringeres, als den vollständigen Ruin seines Namens und seines Vermögens bezweckten.

Clive's parlamentarische Taktik glich seiner militairischen: Verlassen, umringt, angefallen von einer Ueberzahl, ging er nichtsdestoweniger zum Angriff über. In einem sehr frühzeitigen Stadium der gegen ihn verhängten Untersuchung vertheidigte er im Unterhause seine letzte Verwaltung in einer so ausgezeichneten Rede, daß selbst Lord Chatam, der zugegen war, sie bewunderte und seine Gegner diesen Punkt der Anklage fallen ließen. Sie gingen dagegen auf frühere Perioden zurück, auf die Unterhandlungen mit Meer-Jaffier und Omichund, auf die Geschenke, die er von Jenem angenommen. Man unterwarf ihn dem peinlichsten Verhör. Doch seine Kühnheit blieb sich gleich, er läugnete Nichts, sagte, daß er wiedereintretenden Falles nicht anders handeln werde, schilderte seine Lage nach der Schlacht von Plassay, das was er angenommen und was er hätte nehmen können und schloß, an den Vorsitzer des Untersuchungs-Komité's sich wendend, mit den Worten: „Bei Gott, Herr Präsident, ich bin über meine eigene Mäßigung erstaunt."

Die Untersuchung dauerte durch zwei Parlaments-Sessionen. Unparteiische waren darüber einig, daß

Clive ſich zwar Manches zu Schulden kommen laſſen, was nimmer gut geheißen werden könne, daß aber ſeine exzeptionelle Lage, ſo wie ſeine außerordentlichen Verdienſte Berückſichtigung verdienten. Lord North, obwohl nicht ſein Freund, mochte ihn doch nicht auf's Aeußerſte bringen, ja, Clive ward noch während des Prozeſſes zum Lord-Lieutenant von Shropſhire ernannt, und Georg III. gab ihm bei dieſer Gelegenheit eine Privataudienz, unterredete ſich über eine halbe Stunde mit ihm und war ſichtbar gerührt von der bedrängten Lage des verfolgten Generals. Endlich kam die Anklage in beſtimmter Form vor das Unterhaus. Bourgoyne, ſpäterhin durch das Unglück von Saratoga bekannt, Präſident des Unterſuchungs-Komité's, trat als Ankläger auf, die Miniſter, welche den Fall als offene Frage behandelten, waren theils auf Clive's, theils auf ſeiner Gegner Seite. Clive ſelbſt ſprach, zwar mit weniger Kunſt als im vorigen Jahre, aber doch mit großer Energie. Er erinnerte an ſeine Thaten und an das Unrecht, welches ihm geſchehen, er machte das Haus aufmerkſam darauf, daß es nicht nur ſeine (Clive's) Ehre, ſondern und weit mehr noch die eigene zu wahren habe und zog ſich dann zurück.

Das Haus entſchied, daß Erwerbungen, durch die Mittel des Staats gemacht, dieſem allein zugehören ſollten, daß es illegal ſei, wenn Beamte des Staats ſolche Erwerbungen ſich zueigneten und daß dieſe heilſame Regel in Bengalen ſyſtematiſch verletzt worden zu ſein ſcheine. Am folgenden Tage ging man einen Schritt weiter und erklärte, daß Clive als Befehlshaber der engliſchen Kriegsmacht große Summen von Meer-Jaffier erhalten. Hier jedoch hielt man inne, man fühlte, daß man aus den genommenen Entſchei-

dungen nur die weitern Schlüsse zu ziehen brauche und daß es dann um Clive geschehen sei. Endlich stellte nach einer langen und lebhaften Debatte Wedderburne die Motion, das Haus solle erklären, daß Clive sich große Verdienste um das Vaterland erworben habe und diese Motion ging einstimmig durch. Clive war gerettet, das Resultat des langwierigen Rechtshandels glücklich für ihn ausgefallen.

Er konnte nunmehr seinen Ruhm und seine Glücksgüter in Ruhe genießen. Umringt von Verwandten und Freunden, war er noch kräftig an Körper und Geist, doch hatten sich düstere Wolken über seinem Gemüthe gelagert und hüllten es in Finsterniß. Der Gedanke, der dem jungen Schreiber in Madras gekommen war, kam dem alternden Manne wieder. Thätigkeit hatte damals heilsam eingegriffen, sie fehlte nun. Das Bewußtsein seiner Stellung, der Haß des Landes, der, obwohl leise Tadel des Parlaments, beugte ihn. Auch körperliche Leiden stellten nach und nach sich ein. Er nahm seine Zuflucht zum Opium, dessen Sklave er immer mehr wurde. Immer noch glänzte von Zeit zu Zeit sein reicher Geist. Als es zum Kriege mit Amerika kam, dachte man eine Zeit lang an Clive, man wollte ihm das Kommando anvertrauen, allein er war nicht mehr der Sieger von Plassay. Immer tiefer und tiefer versank er in Schwermuth. Am 22. November 1772 richtete er zum drittenmale das Pistol gegen sich, das diesesmal nicht versagte.

Clive — sagt der englische Schriftsteller, dem wir in diesen Blättern größtentheils folgten — beging Fehler, aber vergleicht man sie mit seinen Tugenden, betrachtet man die Versuchungen, denen er ausgesetzt war, so kann ihm das Recht auf ein ehrenvolles Andenken in

der Geſchichte nicht abgeſprochen werden. Von ſeiner Ankunft in Indien datirt ſich der Ruhm der engliſchen Waffen. Fünfundzwanzig Jahre alt, übernahm er unvorbereitet ein engliſches Kommando, ein Fall, den wir außer ihm nur noch bei Condé und Karl XII. finden, die aber durch ihre Umgebungen unterſtützt wurden. Der einzige Mann, der in gleich früher Jugend allein einen ſolchen Wirkungskreis füllte, iſt Napoleon. Clive's zweites Auftreten in Indien entſchied England's politiſches Uebergewicht. Seine Gewandtheit und Entſchloſſenheit bewirkten in wenigen Monaten mehr, als Dupleix je geträumt. Sein drittes Erſcheinen reinigte die Adminiſtration und machte der Unterdrückung, der Erpreſſung und Korruption ein Ende, und wenn England ſein Joch den Eingeborenen erträglich zu machen und dadurch ſeine Beſitzungen zu ſichern gewußt hat, ſo hat es dieſes hauptſächlich Clive zu verdanken.

Warren Hastings.

Nach dem Englischen.

Wenn der Geschichtschreiber Sallust behauptet, daß Staaten sich nur durch die Mittel erhalten, vermöge deren sie gegründet wurden, daß eine durch List entstandene Macht der List, eine aus Gewaltstreichen und Usurpationen hervorgegangene der fernern Gewaltstreiche und Usurpationen nicht entbehren könne, so wird sein Ausspruch nicht allein durch die Geschichte seines Vaterlandes, welches als nächstes Beispiel dienen konnte, bestätigt, aus allen Zeitaltern finden sich für ihn zahlreiche, unzweideutige Belege. Soll man indessen den Gedanken des römischen Schriftstellers in einer solchen Ausdehnung fassen, daß man jede Möglichkeit eines Ueberganges von solchen Zuständen, die keine Gewähr des Rechts für sich haben, in rechtlich begründete läugnet? Wenn es im Privatrecht eine Verjährung giebt, muß diese nicht auch im Völkerrechte ihre Stelle finden und die fernere Anwendung rechtswidriger Erhaltungsmittel endlich überflüssig machen? das Reich der Engländer in Indien ist nach ihren eignen Zugeständnissen durch Gewalt und List, unter vielfältiger Verletzung aller Grundsätze öffentlicher Moral gegründet und eine geraume Zeit hindurch erhalten worden, aber die Britten rühmen zugleich der gegenwärtigen Verwaltung

ihres Reiches im Osten eine Gesetzmäßigkeit, eine Heiligkeit des Rechtes nach, in Ansehung derer jener Grundsatz Sallusts einer bedeutenden Einschränkung unterliegen müßte. Sei dem wie ihm wolle, auch abgesehen von demselben, ist die Geschichte der Engländer in Indien, namentlich die frühere, vom höchsten Interesse, das sich noch steigern muß in einer Zeit, wo der Orient von Neuem die Aufmerksamkeit des Beobachters in so großen Anspruch nimmt. Die Britten selbst haben neuerdings viel für die Aufklärung jener frühern Zeiträume gethan, deren sie sich freilich in gleichem Grade zu schämen, wie zu rühmen haben.

Unter allen Engländern, die sich in Indien ausgezeichnet, leuchtet durch Thatkraft und Talent nächst Clive Warren Hastings hervor; seine Verwaltung des riesigen Reiches ist überdem merkwürdig dadurch, daß sie zu einem der berühmtesten politischen Processe führte, deren die neuere Geschichte gedenkt, einem Processe, welchem vielleicht jener Uebergang von der Willkühr zum Recht, sofern er Statt gefunden, mit zuzuschreiben ist, und so dürften denn die folgenden Mittheilungen aus dem Leben eines so bedeutenden Mannes auch für deutsche Leser nicht ohne Interesse sein, um so mehr, da Hastings vielverschlungene Schicksale auch den aufs Romantische gerichteten Sinn keinesweges leer ausgehen lassen.

Warren Hastings stammte aus einem alten, berühmten und viel verzweigten Geschlecht, dessen Stammbaum, wie man behauptet hat, bis zu den alten dänischen Seekönigen reicht, deren Segel beide Ufer des Kanals in Schrecken setzten. Die Linie desselben, welche sich lange im Besitze des Rittergutes Daylesford in Worcestershire befand und sich, als den eigentlichen

Stamm des Geschlechtes ansah, war indessen weniger als einige jüngere Zweige gediehen. Doch, waren auch die Daylesford reich und angesehen, bis sie in den Stürmen des bürgerlichen Krieges zu Grunde gingen. Das Haupt der Familie zu jener Zeit war ein eifriger Cavalier, der, nachdem er die Hälfte seines Vermögens für Karl I. hingegeben, mit der andern Hälfte sein Leben von der siegenden Partei erkaufte. Der alte Familiensitz konnte nicht mehr behauptet werden, schon die folgende Generation mußte ihn — an einen Londoner Kaufmann — veräußern. Ehe dies geschah, hatte der letzte Hastings von Dayles ford seinem zweiten Sohne die Pfarre, zu welcher das Gut gehörte, verschafft. Es war dies eine sehr unbedeutende Pfründe, und die Lage des geistlichen Herrn, nach dem Verkauf des Gutes, sehr traurig. In immerwährende Processe wegen des Zehntens mit dem neuen Besitzer verwickelt, sah er sich zuletzt völligem Ruin Preis gegeben. Sein ältester Sohn, Howard, ein wohlerzogener junger Mann, erhielt eine Anstellung beim Zollwesen, während der zweite Sohn, Pynaston, ein nichtswürdiger Bursche, schon vor seinem 16ten Jahre heirathete, im zweiten Jahr seiner Ehe seine Frau verlor und nach Westindien — wo er starb — auswanderte, dem unglücklichen Vater den kleinen Waisenknaben hinterlassend, der zu so wunderbaren und wechselnden Schicksalen bestimmt war.

Warren Pynastons Sohn — unser Hastings — wurde am 6. December 1732 geboren. Seine Mutter starb einige Tage später und er wurde der Pflege seines Großvaters überlassen, der ihn in die Dorfschule schickte, wo er mit den Bauernkindern lesen und schreiben lernte. Schon damals blitzten Funken seines Genies und Ehrgeizes auf. Der tägliche Anblick des Land-

ſitzes, welchen ſeine Vorfahren beſaßen, füllte ſein junges Gehirn mit wilden und phantaſtiſchen Projecten. Gern hörte er erzählen von dem Reichthum und der Größe ſeiner Ahnen, von ihrem glänzenden Haushalt, von ihrer Loyalität und Tapferkeit. Eines ſchönen Sommerabends lag der ſiebenjährige Knabe am Ufer des durch die Herrſchaft Daylesford fließenden Baches. Dort — ſo erzählte ſiebenzig Jahr ſpäter der Greis — ſtieg der Vorſatz in ihm auf, den alten Beſitz ſeiner Väter wieder zu erlangen, ein Haſtings von Daylesford zu ſein, ein Vorſatz, den er mit der ruhigen aber unbezwinglichen Willensſtärke, welche den Grundzug ſeines Charakters bildete, verfolgte, ſo daß, als er unter einer tropiſchen Sonne 50 Millionen Aſiaten beherrſchte, all' ſeine finanziellen, militairiſchen und politiſchen Entwürfe in ihrem Endreſultat den Erwerb von Daylesford bezielten und daß, als er nach allen Stürmen eines bewegten Lebens ſich aus der Oeffentlichkeit zurückzog, Daylesford es war, welches er zum Ruheſitz erkor.

Als Haſtings acht Jahr alt war, beſchloß ſein Oheim Harard, ſich ſeiner anzunehmen, brachte den Knaben nach London und von dort auf die Schule von Newington, die dieſer in ſeinem 10ten Jahre gegen die, damals unter Dr. Nicholls Leitung blühende Weſtminſterſchule vertauſchte. Churchill, Colmann, Lloyd, Cumberland, Cowper waren hier ſeine Mitſchüler. Mit letzterm ſchloß Haſtings eine Freundſchaft, die weder der Verlauf der Zeit noch die Verſchiedenheit der Geſinnungen und Beſtrebungen völlig auflöſen konnte. Noch nach langen Jahren, als gewaltige Redner in Scharen Rache an dem Gouverneur Oſtindiens begehrten, konnte der einſame Dichter ihn ſich nur als den harmloſen Haſtings vorſtellen, mit dem er auf der Themſe gerudert

und in den Kreuzgängen der Klosterschule gespielt; ungläubig hörte er die Abscheulichkeiten, deren man jenen beschuldigte. Das eigne Leben war ihm im stillen Sinnen und Dichten vergangen, er hatte nicht mächtige Feinde verbündet gesehen gegen sich, nicht zwischen Unschuld und Größe, Verbrechen und Untergang zu wählen gehabt und so ahnte er nicht, wie weit selbst von Natur edle Menschen sich durch Ehrgeiz vom Pfade des Rechten ablocken lassen können. Ein andrer Gefährte Hastings in Westminster, dessen unsre Erzählung öfter gedenken wird, war Elijah Impey, von dem wir aus seiner Schulzeit wenigstens so viel wissen, daß wenn Hastings einen besonders losen Streich ausführen wollte, er ihn durch irgend ein Spielzeug oder einen Leckerbissen zu seinem Bundesgenossen anwarb.

Warrens Fortschritte waren glänzend. Noch heute prangt in goldnen Buchstaben sein Name auf den Wänden des Dormitoriums zur Kunde des Sieges, den er in seinem vierzehnten Jahre über seine Mitbewerber um den Schulpreis davon getragen. Noch zwei Jahr blieb er in dieser Anstalt, mit der Absicht, seine Studien weiter fortzusetzen, da trat ein Ereigniß ein, welches den ganzen Gang seines Lebens änderte. Howard Hastings starb und überließ seinen Neffen der Sorge eines Freundes und entfernten Verwandten, Namens Chiswick. Dieser, obwohl er den erhaltenen Auftrag nicht gänzlich abwies, suchte sich doch seiner Last baldigst zu entledigen, trotz Dr. Nicholls Einwendungen gegen die Unterbrechung der Studien eines jungen Mannes, der ihm zu einem der ersten Gelehrten bestimmt schien. Selbst Nicholls Anerbieten, Hastings auf seine Kosten in Oxford zu unterhalten, wurde von Chiswick abgelehnt. Es lag in seinen Händen, dem Jüngling eine

Ausführung bis auf Weiteres hinausschieben. Hastings, in äußerster Gefahr, entfloh nach der Insel Fulda.

Bald nach seiner Ankunft daselbst erschien die von Clive geführte Expedition im Hoogley. Warren, jung, unerschrocken und wahrscheinlich aufgemuntert durch das Beispiel Clives, der gleich ihm selbst ein bloßer Handlungsdiener gewesen, beschloß, sich den Truppen anzuschließen. So trug er eine Zeit lang die Muskete; doch Clives scharfes Auge entdeckte bald, daß der Kopf des jungen Freiwilligen nützlicher sein möchte, als sein Arm und bestimmte, als nach dem Treffen von Plassay Meer-Jaffier zum Nabob von Bengalen ausgerufen ward, Hastings zum Agenten der Compagnie an dessen Hofe.

Er blieb in Moorshedabad bis zum Jahre 1761, wo er Mitglied des Rathes wurde und seinen Aufenthalt in Calcutta nehmen mußte. Es geschah dies in der Zwischenzeit zwischen Clives erster und zweiter Administration, einer Zeit, die auf dem Rufe der Compagnie einen durch manches spätere Jahr des Wohlverhaltens nicht ausgelöschten Flecken zurückgelassen. Vansittart, der Gouverneur, stand an der Spitze eines neuen und ganz anomalen Reiches. Auf der einen Seite fand er einen Haufen junger, kühner, intelligenter Beamten, auf der andern die zahlreiche, furchtsame, ans Joch gewöhnte Nation der Eingebornen; den stärkeren Theil zu zügeln, dem schwächern beizustehen, war die Aufgabe, eine Aufgabe, welcher der schwache Vansittart nicht gewachsen war. Die herrschende Caste entledigte sich endlich aller Bande und so sah man — das Schrecklichste, was es giebt! — die Kraft der Civilisation, entblößt von ihren Segnungen. Gegen jeden andern Despotismus gibt es einen Widerstand, hier war dieser unmög-

lich. Intelligenz, und Energie war bei den Unterdrükkern in zu überwiegendem Maaße. Die englische Regierung mißkannte ihre Pflichten so sehr, daß es zu dieser Zeit bei ihren Beamten als einziges Geschäft galt, schleunigst von den Eingebornen 100,000—200,000 Pfund zu erpressen, um, ehe man durch das Klima an seiner Gesundheit gelitten, nach der Heimath zurückzukehren und dort seiner Schätze zu genießen.

Man weiß wenig über Hastings Verhalten in dieser Epoche, aber das Wenige, was und schon der Umstand, daß man nur wenig weiß, macht ihm Ehre. Er für seine Person konnte die Eingebornen nicht schützen; Alles was er vermochte, war, an ihrer Beraubung keinen Theil zu nehmen und dies scheint er auch nicht gethan zu haben. Gewiß ist, daß er damals noch arm war und eben so gewiß, daß er durch Grausamkeit und Erpressung reich werden konnte. Wäre seinem Benehmen während dieser Zeit irgend etwas zur Last zu legen gewesen, sicher würden seine Feinde späterhin nicht geschwiegen haben.

1764 kehrte Hastings nach England zurück. Er hatte sich ein nur sehr mäßiges Vermögen erworben und dies war bald, theils durch seine Freigebigkeit theils durch seine schlechte Haushaltung verschwunden. Er hatte den größten Theil seiner Ersparnisse der hohen Interessen wegen in Bengalen gelassen, aber wie hohe Zinsen sich in der Regel bei geringer Sicherheit finden, so verlor er Interessen und Capital. Er blieb vier Jahr in England und es ist wenig aus dieser Zeit seines Lebens bekannt, doch wird versichert, daß Studium und Umgang mit Gelehrten einen großen Theil derselben füllten. Es muß ihm zum Ruhme angerechnet werden, daß er schon damals die Sprachen des Ostens

aus einem höhern Gesichtspunkte trieb, als bei den Beamten der Kompagnie gewöhnlich war, denen sie einzig als Mittel galten, sich mit den indischen Kauf- und Handwerksleuten zu verständigen. Er überschätzte vielleicht das, was er so eifrig trieb, wie er denn das Persische in den Studienplan einfügen wollte, den ein Gentleman zu befolgen hätte. Wie es scheint, dachte er dabei an Oxford, wo die orientalischen Studien nie ganz danieder gelegen haben. Er erwartete eine Beisteuer der Compagnie, um einen Lehrstuhl zu gründen, auf dem Hafis und Ferdusi von competenten Lehrern, die er aus dem Osten berufen wissen wollte, erklärt werden sollten. Hastings wandte sich in dieser Sache an Johnson und hatte eine Zusammenkunft mit ihm, die bei dem berühmten Kritiker einen sehr günstigen Eindruck zurückgelassen zu haben scheint.

Doch zog es ihn bald wieder nach Indien selbst zurück. Es fesselte ihn an England nichts und seine pecuniairen Verlegenheiten waren groß. Er bat seine alten Vorgesetzten, die Directoren der Kompagnie, um Anstellung. Diese willfahrten ihm mit großer Anerkennung seiner frühern Dienste und ernannten ihn zum Mitgliede des Rathes von Madras. Im Frühjahr 1769 schiffte er sich an Bord des „Herzogs von Grafton" ein und begann eine Reise, so merkwürdig durch seltsame Ereignisse, daß sie Gegenstand einer Novelle zu werden verdiente.

Unter den Passagieren an Bord des „Herzogs von Grafton" befand sich auch ein Deutscher, Namens Imhoff, der, obwohl in bedrängten Umständen, sich dennoch für einen Freiherrn ausgab. Er wollte sich als Portraitmaler in Madras niederlassen in der Hoffnung, seine Glücksumstände dort bedeutend zu verbessern.

Der Freiherr hatte seine Frau, die — wie wir irgendwo gelesen — aus Archangel war, bei sich. Dies unter dem Polarkreis geborne junge Weib sollte unter dem Wendekreis des Krebses die Rolle einer Königin spielen. Schön und gebildet, einnehmend im höchsten Grade, verachtete sie ihren Gatten herzlich und, wie es scheint, nicht ohne Grund. Hastings Unterhaltung gefiel, seine Theilnahme an ihrem Schicksale schmeichelte ihr. Die Situation war in der That gefährlich. Wie sehr befördert nicht die unabweisliche Langeweile einer Reise zur See, wo zum Ausweichen nicht einmal Raum, das An- und Fortspinnen eines Romans! Hastings hatte keine gesellschaftliche Verpflichtungen, und der Gegenstand seiner Neigung war an einen Menschen gebunden, der, wie er seine Ehre selbst nicht zu wahren wußte, auch von Andern keine besondre Berücksichtigung derselben zu begehren wagte. Hastings ward krank. Die Baronin pflegte ihn mit weiblicher Sorgfalt, reichte ihm mit eigner Hand Arznei und wachte, wenn er schlummerte, in seiner Kajüte. Lange zuvor, ehe der „Herzog von Grafton" Madras erreichte, liebte er, doch war seine Liebe von einer sehr charakteristischen Art. Wie sein Haß und sein Ehrgeiz, wie überhaupt all seine Leidenschaften, war sie glühend und stark, ohne stürmisch zu sein. Sie war tief, ruhig, ernst, wußte den Aufschub ihrer Befriedigung zu verschmerzen und der Zeit zu widerstehen. Die Liebenden gingen mit Imhoff selber über ihr Verhältniß zu Rathe und es wurde gemeinsam beschlossen, daß die Baronin bei den Gerichtshöfen im Reiche auf Scheidung klagen, Imhoff aber der Klage auf alle Weise Vorschub leisten sollte. Bis zum Spruch, nach welchem Hastings seine Erkenntlichkeit auf eine substantielle Art zu beweisen sich verpflichtete, sollte die

Verbindung der bisherigen Gatten vor der Welt fortdauern, dann aber die Baronin Haſtings ihre Hand reichen und dieſer ihre mit Imhoff erzeugten Kinder zu ſich nehmen.

In Madras fand Haſtings einen geſunkenen Handel vor. Seine eigne Neigung ging mehr auf politiſche als auf commercielle Geſchäfte, aber da er wohl wußte, daß die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten ſich nach dem Ertrag ihrer Dividenden richtete und daß dieſer gewiſſermaßen von ihm abhing, ſo wendete er ſeinen kräftigen Geiſt mit aller Macht auf dieſen Theil ſeines Wirkungskreiſes, der, ſeitdem ſich die Beamten der Kompagnie aus Schreibern in Krieger und Unterhändler verwandelt, ſehr vernachläſſigt war. In wenig Monaten ſetzte er eine ſehr durchgreifende Reform ins Werk, die ihn bei den Directoren dergeſtalt in Gunſt ſetzte, daß ſie ihn an die Spitze des Gouvernements von Bengalen ſtellten.

Zu Anfang 1772 verließ er Fort St. Georg und begab ſich auf ſeinen neuen Poſten. Die Imhoffs — noch Mann und Frau — gingen mit und lebten bei ihm auf dieſelbe Weiſe, wie ſie es bereits ſeit mehr als zwei Jahren gewohnt waren. Haſtings fand, als er an die Spitze der Geſchäfte in Bengalen trat, Clives Syſtem noch in voller Wirkſamkeit, ein Syſtem, zwar vortrefflich, eine Revolution zu verdecken und zu erleichtern, aber ohne Nutzen, nachdem dieſe Revolution vor ſich gegangen war. Es gab nach dieſem Syſtem zwei Gouvernements, ein wirkliches und ein nominelles. Die höchſte Gewalt lag in den Händen der Kompagnie und dieſe Gewalt war unumſchränkt. Es gab keine verfaſſungsmäßigen Mittel zum Widerſtande und nur dem guten Willen der Regierung war es zuzuſchreiben, wenn ſie ihre Macht nicht mißbrauchte. Dennoch waren die

Engländer, dem Namen nach, nur Lehnsträger des Throns von Delhi; sie erhoben als kaiserliche Commissaire Steuern, führten das kaiserliche Siegel und schlugen mit dem kaiserlichen Stempel Münzen. Noch gab es einen Nabob von Bengalen, der zu ihnen in demselben Verhältniß stand, wie Romulus Augustulus zu Odoacer, der zwar in fürstlichem Prunk zu Moorshedabad lebte, aber, obwohl sein Name in den öffentlichen Documenten figurirte, mit der Regierung nichts zu thun hatte. Der Rath, welcher die Compagnie in Calcutta repräsentirte war damals auf eine ganz andre Weise, als jetzt, constituirt. Der Gouverneur hat gegenwärtig eine absolute ausübende Gewalt, er erklärt Krieg und schließt Frieden, stellt Beamten an und setzt sie ab; der Rath kann Vorstellungen machen, allein er muß sich auf diese beschränken. Zu jener Zeit hatte der Gouverneur nur Eine Stimme, welche bei gleichen Voten, die Entscheidung gab. Es konnte sich daher ereignen, daß er Maaßregeln ausführen mußte, die er mißbilligte, ja, daß er in der That und Wahrheit von der Verwaltung ganz ausgeschlossen wurde.

Man hatte bisher in Fort William den innern Angelegenheiten nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, mit einziger Ausnahme des Verkehrs mit den eingebornen Fürsten. Ein eingeborner, in Moorshedabad residiren der Minister verwaltete Bengalen. In seiner Hand, der nur die auswärtigen und militairischen Sachen vorenthalten blieben, liefen alle Fäden der Administration zusammen. Dieser Minister bezog ein jährliches Einkommen von 100,000 Pfund und die 300,000 Pfund betragende Civilliste des Nabobs stand, da sie durch seine Hände ging, gewissermaßen zu seiner Verfügung. Er war einzig den Engländern verantwortlich. Eine solche

Stellung war für einen Eingebornen zu beneidenswerth, als daß sie nicht das Ziel aller Ehrgeizigen unter ihnen hätte sein sollen. Schon Clive hatte es schwierig gefunden, zwischen zwei Prätendenten, deren jeder zugleich eine andre Race und eine andre Religion repräsentirte, zu entscheiden. Der Eine derselben, Mohamed Rheza Chan, Muselmann persischer Herkunft, war geschickt, thätig, religiös, von seinen Glaubensgenossen höchlich geschätzt; als sein Nebenbuhler war der Hindu-Branime, Mahrajah-Nuncomar aufgetreten, dessen Namen sich durch ein schreckliches Ereigniß für immer an Hastings Namen knüpfen sollte. Es hatte dieser Mann an Allem, was seit Sourajah-Dowlahs Zeit vorgegangen, wichtigen Antheil gehabt. Zu dem Ansehen, was er vermöge und in seiner Kaste genoß, kamen Talent, Reichthum, Erfahrung. Schwerer ist sein moralischer Charakter zu würdigen; man drückt sich vielleicht am bestimmtesten aus, wenn man sagt: er war unter den Bengalesen, was der Bengalese unter den übrigen Hindus ist oder, wenn ein andrer Ausdruck desselben Verhältnisses beliebt, was der Hindu im Vergleich mit dem Italiäner, dieser gegen den Britten ist. Der physische Organismus des Bengalesen ist schwach und seine Beschäftigungen, die fast alle im Sitzen betrieben werden, sind nicht geeignet, ihn zu stärken. Bei zarten Gliedmaßen sind seine Bewegungen schläfrig. Muth, Unabhängigkeitsgefühl, Liebe zur Wahrheit mangeln ihm, nicht so Schlauheit und List, Andre zu hintergehen und zu betrügen. Versprechungen, Entschuldigungen, scharfsinnig erdachte Lügen, Ränke und Meineid — das sind die Waffen des Volkes am untern Ganges. Wo es auf Wucher, Wechselgeschäfte und rabulistische Künste ankömmt, läßt es alle andre Nationen weit hinter sich

zurück. Trotz aller äußern Sanftheit ist der Bengalese hartnäckig, rachbegierig, ohne Mitleid in seiner Feindschaft. Die Beständigkeit, mit der er überhaupt seine Vorsätze verfolgt, weicht einzig dem unmittelbaren Eindruck der Furcht und selbst eine Art Muth fehlt ihm nicht, ein Muth, dessen seine Herrscher meistens ermangeln, jener leidende Muth, der ihn mit Mucius Standhaftigkeit der Tortur Trotz bieten und mit Sidneys festem Tritt das Schafott besteigen lehrt. In Nuncomar fand sich der Nationalcharakter gesteigert wieder. Die Compagnie hatte ihn wiederholt auf den strafbarsten Ränken ertappt; es war bekannt, daß er falsche Documente geschmiedet, Verschwörungen gegen die Britten angezettelt und eine Correspondenz zwischen dem Hofe von Delhi und den französischen Autoritäten in Carnatik vermittelt hatte. Wegen dieser und andrer Vergehen war er lange eingekerkert gewesen, allein seine Talente und Verbindungen hatten ihm nicht allein wieder zur Freiheit, sondern auch zu einer gewissen Berücksichtigung bei den brittischen Behörden verholfen. So ungern Clive die Verwaltung Bengalens einem Muselmann anvertraute, konnte er sich doch nicht entschließen, das Heft derselben einem jeder Niedertracht überwiesenen Menschen in die Hände zu geben und er entschied sich trotz der Bitten des Nabobs, für Mohamed Rheza Chan. Als Hastings das Gouvernement übernahm, stand dieser bereits 7 Jahre dem Ministerposten vor, vermöge dessen er zugleich Vormund des noch unmündigen Nabobs — eines Sohnes Meer-Jaffiers — war. Nuncomar, aus Habsucht und Neid, suchte die Stellung seines Nebenbuhlers zu untergraben. Eine nicht sehr schwierige Aufgabe! die Einkünfte Bengalens, wie sie von Clive festgestellt waren, warfen die Ueber-

schüsse nicht ab, welche die Kompagnie erwartete und man sah sich um so mehr getäuscht, je ausschweifendere Vorstellungen man damals von den Reichthümern Indiens hegte. Die Hoffnung eines fortwährenden Steigens der Dividenden realisirte sich nicht und die Schuld wurde auf Mohamed Rheza Chan geschoben. Die Agenten Nuncomars bestärkten die Directoren in ihren irrthümlichen Ansichten, dergestalt, daß Hastings bald nach seiner Ankunft in Calcutta ein an sich persönlich gerichtetes Schreiben des Hofes der Directoren erhielt, worin ihm aufgegeben ward, Mohamed Rheza Chan von seinem Posten zu entfernen, ihn sammt seiner Familie und seinen Anhängern festzunehmen und seine ganze Verwaltung einer scharfen Untersuchung zu unterwerfen. Es war hinzugefügt, daß der Gouverneur wohlthun werde, sich dabei der Unterstützung Nuncomars zu bedienen, aus dessen bekannten Schwächen man in diesem Falle sogar Nutzen zu ziehen hoffte.

Hastings war Nuncomar nicht geneigt, mit dem er schon früher in Moorshedabad Streitigkeiten gehabt. Dessenungeachtet folgte er seiner Instruction und zwar mit einer Bereitwilligkeit, die ihm sonst nur dann eigen war, wenn die Ansichten jener Vorgesetzten mit den seinigen übereinstimmten. Er wollte aber die Doppelregierung in Bengalen abschaffen und die Befehle der Compagnie gaben ihm dazu die Mittel, ohne daß er sich mit dem Rathe weiter zu benehmen brauchte. Er ergriff seine Maaßregeln mit gewohnter Kraft und Dextorität. Um Mitternacht ward Rheza Chans Pallast in Moorshedabad von einem Bataillon Sepoys umzingelt, der Minister aus dem Schlaf geweckt und ihm seine Gefangenschaft angekündigt. Nicht dieser allein fiel. Auch Schitab Roy, ein durch seine Tapferkeit berühm-

ter Häuptling, der mit dem Gouvernement von Bahar betraut und um die Britten vielfach verdient war, wurde seiner Stelle beraubt und eingekerkert. Die Gefangenen befanden sich bereits auf dem Wege nach Calcutta, als die Mitglieder des Rathes von dem Vorgegangenen in Kenntniß gesetzt wurden.

Rheza Chan blieb bis zu seinem Processe, der unter verschiednen Vorwänden verschoben wurde, in leichter Haft. Mittlerweile ging die von Hastings bezweckte Revolution vor sich, das Amt des Ministers wurde aufgehoben, Beamte der Compagnie traten an seine Stelle. Es wurde ein, obwohl unvollkommenes, System criminneller und bürgerlicher Gerechtigkeitspflege eingeführt, der Nabob, dem nur sein bedeutendes Einkommen und äußerlicher Glanz blieb, jedes Antheils an der Regierung entkleidet, seine Person einer Frau aus seines Vaters Harem — sie ist unter dem Namen Munny Begum bekannt — anvertraut, das Schatzmeisteramt seines Hofstaates einem Sohne Nuncomars übertragen.

Hastings hatte kein Interesse, hart gegen die gestürzten Minister zu verfahren. Sie wurden beide bald wieder in Freiheit gesetzt. Bei Nuncomar dagegen, der nur steigen gewollt und nun sah, daß er blos Hastings Werkzeug gewesen, die Regierung von Moorshedabad nach Calcutta und Engländer an die Stelle der Eingebornen zu bringen, dessen Rache der Nebenbuhler entschlüpft war, entzündete sich gegen Hastings der heftigste Groll, den er nur so lange unterdrückte, bis die Zeit, ihm freien Lauf zu lassen gekommen schien.

Inzwischen mußte Hastings seine Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Angelegenheiten richten. Das einzige Object indischer Diplomatie war damals Geld zu schaffen. Er beschloß, die Verwirrung der Finanzen

durch jedwedes Mittel zu heben, und es handelte sich demgemäß bei ihm einzig nur darum, wem die benöthigte Summe von Rupien am besten abzunehmen sei. Nur das Drängen seiner brittischen Anstteller, nur die Ueberzeugung, daß er sie entweder befriedigen oder seine Entlassung gewärtigen müsse, mögen ihn einigermaßen entschuldigen in den extremen Maaßregeln, die wir ihn werden ergreifen sehen. Zwar haben die Directoren nie ein Verbrechen befördert oder nur gebilligt, aber in allen ihren Depeschen hieß es: Geld und wiederum: Geld! Sie, in ihrer Entfernung, konnten den Erfolg solcher Einschärfungen kaum berechnen; der Gouverneur aber, der Heer und Beamte besolden und dabei jährlich eine halbe Million nach England schaffen sollte, in welche Lage fand er sich versetzt? Er mußte den Knoten zerhauen, den er nicht lösen konnte, wie Hastings es that. Die Apanage des Nabobs wurde auf die Hälfte reducirt, die Concessionen, welche man dem Mogul gemacht, wurden widerrufen. Hastings erklärte, daß die Britten ihm hinfort keinen Tribut mehr zahlen würden, er besetzte die demselben von der Compagnie überlassenen Districte Allahadabad und Corah, welche er, bedeutungslos, wie sie für die Engländer waren, an das in Ude herrschende muselmänniſche Fürstenhaus verkaufte, was, wenn es auch unabhängig dastand, doch nur für den Besitzer eines Vicekönigthums galt, wie denn Sujah-Dowlah, der damals in Ude regierte, den Titel eines Nabob-Veziers führte.

Der Handel ging um eine halbe Million vor sich, doch sollte noch etwas Wichtigeres entschieden werden — das Schicksal eines tapfern Volkes. Die Völker Central-Asiens haben von langer Zeit her zu den Bewohnern Indiens in demselben Verhältniß gestanden, wie die

Germanen zu den Völkerſchaften des ſinkenden Roms. Vielleicht kamen die Sanskrit ſprechenden Stämme in einer vor der Morgendämmerung der Geſchichte liegenden Periode aus Regionen, die weit über den Hydaspes und Hyphaſis hinaus liegen, um die Indier zu unterjochen. Gewiß iſt es, daß während der letzten zehn Jahrhunderte eine Reihe weſtlicher Eindringlinge ſich über Hindoſtan ergoß, und daß der Lauf der Eroberung ſich nicht eher wieder nach Sonnenuntergang zurückwendete, als in dem merkwürdigen Feldzug, in dem das Kreuz St. Georgs auf den Wällen von Ghizni aufgepflanzt wurde. Die Herrſcher Hindoſtans ſelbſt waren von der andern Seite des großen Gebirgsrükkens hergekommen und gewohnt, ihre Heere aus den kühnen Stämmen zu ergänzen, von denen ſie ſelbſt ihren Urſprung ableiteten. Unter dieſen kriegeriſchen Abenteurern zeichneten ſich die Rohillas ganz beſonders aus. Sie waren aus der Gegend von Cabul und Candahar gekommen und ihre Dienſte mit einem Striche Landes in jener fruchtbaren Region, durch welche der Ramjunga von den Höhen des Kumaon zum Ganges fließt, belohnt worden. Während der allgemeinen, nach Aureng-Zebs Tode herrſchenden Verwirrung, machte die kriegeriſche Colonie ſich unabhängig und blieb, während Anarchie von Lahore bis Cap Camorin raſete, unangefochten und ruhig in ihrem Beſitz.

Eben dieſer Beſitz war es, den Sujah-Dowlah mit ſeinem Gebiet vereinigen wollte. Zwar gebrach es ihm ſelbſt an dem Schein eines Anſpruches, auch war ein Angriff auf die Rohillas, deren kriegeriſche Tüchtigkeit anerkannt war, und die der Sage nach ein Heer von 80,000 Mann aufzuſtellen vermochten, nicht ohne

Gefahr. Nur mit englischen Truppen schien das Unternehmen ausführbar.

Der Nabob-Vezier wandte sich an Hastings, der, in seiner Verlegenheit um die nach England zu übermachenden Fonds, sich verpflichtete, für die Summe von 400,000 Pfund ein englisches Heer — dessen Unterhalt überdem dem Nabob zur Last fallen sollte — dem letztern zur Verfügung zu stellen. Eine der drei Brigaden der bengalischen Armee unter Oberst Champions Befehl vereinigte sich demnach mit Sujah-Dowlah. Eine blutige Schlacht erfolgte; der Nabob oder vielmehr die Britten siegten. Die angesehensten Häuptlinge der Rohillas fielen, ihr Lager wurde geplündert und alle Schrecken eines indianischen Krieges ergossen sich über die wehrlose Gegend von Rohilcund. Ringsum loderten Flammen, mehr als 100,000 Menschen verließen ihre Wohnstätten und verbargen sich in den pesthauchenden Sümpfen des Landes, Hunger und Krankheit, ja die Höhle des Tigers der Gewalt des Tyrannen vorziehend, dem eine brittische Regierung um schnöden Sold die Unglücklichen überliefert hatte. Vergebens waren Champions Einreden; da das Gouvernement keine Bedingungen über die Art und Weise der Kriegführung stipulirt, da es sich einzig um seine Rupien bekümmert hatte, so glaubte es sich auf Ertheilung guten und erfolglosen Rathes beschränken zu müssen. So war die Blüthe indischer Völkerschaften einem blut- und habgierigen Despoten unterworfen. Handel und Ackerbau verfielen und die schöne Provinz, deren Besitz Sujah-Dowlah so reizend erschienen, ward der elendeste Theil seines traurigen Landes.

Was man auch in moralischer Hinsicht über Hastings urtheile, die finanziellen Resultate seiner Politik

waren glänzend. In weniger als zwei Jahren hatte er ohne Auflagen, ohne Erhöhung der Steuern das jährliche Einkommen der Compagnie um 450,000 Pfund vermehrt, ohne der Million baaren Geldes, welche er herbeiſchaffte, zu gedenken. Er hatte ferner die Finanzen Bengalens von einer jährlichen Ausgabe von 250,000 Pfund für das Militair-Departement, die er dem Nabob von Ude aufzubürden wußte, befreit. Erfolge, wenn mit rechtlichen Mitteln errungen, nicht dankbar genug anzuerkennen und auch ſo noch Beweiſe ſeiner großen Talente.

Inzwiſchen hatten im Parlamente wichtige Verhandlungen über die oſtindiſchen Angelegenheiten Statt gefunden. Lord North hatte (1773) eine Acte durchgeſetzt, welche die indiſche Verwaltnng weſentlich modificirte. Dieſe Acte verfügte, daß die Präſidentſchaft Bengalen eine Controle über die andern Beſitzungen der Compagnie ausüben, daß der Chef dieſer Präſidentſchaft unter dem Titel General-Gouverneur und unter Aſſiſtenz von vier Räthen die Verwaltung führen, und daß ein aus einem Ober- und drei Unterrichtern beſtehender, vom Gouverneur und deſſen Rathe unabhängiger höchſter Gerichtshof, dem ein Land von ungeheurer aber unbeſtimmter Ausdehnung als Sprengel zugewieſen wurde, niedergeſetzt werden ſollte.

Der General-Gouverneur und ſeine Räthe waren auf 5 Jahre ernannt. Einer der letztern, Barwell, befand ſich bereits in Indien: General Clavering, Monſon und Francis kamen aus England. Der bedeutendſte war unſtreitig Francis, ein Mann von Beredtſamkeit und Kenntniſſen, der für den Verfaſſer der Junius-Briefe gilt; man kann ſchließen, wie reizbar und ungefügig ein Mann ſein mußte, dem eine ſolche Autor-

ſchaft beigemeſſen wird. Zu gleicher Zeit mit den drei Mitgliedern des Rathes fanden ſich die Richter ein, von denen Sir Eliah Impey, der Oberrichter, ſich nachmals als treffliches Werkzeug des Gouverneurs auszeichnete, was um ſo wichtiger war, je weniger der Geiſt der Unterwürfigkeit die Mitglieder des Rathes beſeelte. Haſtings, dem die neue Regierungsform mißfiel, hatte überdies von ſeinen Gehülfen keine beſondre Meinung und dieſe, davon unterrichtet, zeigten ſich argwöhniſch und peinlich. So mochte jede Kleinigkeit Anlaß zum Zerwürfniß geben.

Die Mitglieder des Conſeils hatten erwartet, mit 21 Kanonenſchüſſen von Fort William ſalutirt zu werden, Haſtings geſtand ihnen nur 17 zu; ſie landeten in übler Laune. Die erſten Höflichkeiten, die man wechſelte, waren kalt, und gleich am nächſten Morgen begann jener langwierige Streit, der, nachdem er das brittiſche Indien zerriſſen, ſich in England erneuerte und an dem alle bedeutenden Staatsmänner der Zeit auf der einen oder andern Seite Theil genommen.

Haſtings, im Rathe nur von Barwell unterſtützt, ſah das Heft der Regierung ſeinen Händen entwunden und ſeine letzten Verhandlungen mit dem Nabob-Vezier durch die Majorität verworfen. Sein Agent wurde aus Ude zurückgerufen und ein andrer dorthin geſendet, die Brigade, die am Kriege gegen die Rohillas Theil genommen, mußte zurückkehren; in Bezug auf jenen Feldzug ſelbſt ward eine Unterſuchung angeordnet. Darauf, trotz der Gegenvorſtellungen des Gouverneurs, begann die Majorität die erhaltene Autorität über die andere Präſidentſchaften auf die indiscreteſte Weiſe auszuüben, brachte die Angelegenheiten von Bombay in Verwirrung und miſchte — hochfahrend und ſchwach

zugleich — ſich in die innern Streitigkeiten der Mahratten, während ſie nicht minder die Verwaltung von Bengalen vor ihr Forum zog und das ganze fiscale und judiciale Syſtem angriff, ein Syſtem, deſſen Mangelhaftigkeiten von ſo friſchen Ankömmlingen ſicher keine Verbeſſerungen zu erwarten hatten. Die Wirkung ſolcher Reform war, daß Leben und Eigenthum jedes Schutzes entbehrten und Räuberbanden bis in die Vorſtädte von Calcutta drangen. Haſtings blieb zwar im Gouvernementshauſe wohnen, er bezog ſein Gehalt fort, präſidirte für gewöhnlich im Rath — ſelbſt ſeine Opponenten fühlten, daß nur Er ſo manche Frage, welche ſie in die heilloſeſte Verwirrung gebracht hätte, entſcheiden konnte — aber die höhern Rechte der Gewalt, das wirkſame Patronat waren ihm genommen. Den Eingebornen entging das nicht lange. Sie betrachteten ihn als geſtürzt und handelten demgemäß in ihrer Weiſe. Zahlreiche Klagen erhoben ſich gegen ihn, die von der Majorität begierig entgegengenommen wurden. Für Nuncomar war die Zeit der Rache nun gekommen. Er hatte den neuen Rathsmitgliedern von ihrer Ankunft an ſo eifrig den Hof gemacht, daß ihm die Thüren des Gouvernementshauſes geſchloſſen wurden. Darauf legte er in Francis Hände mit feierlicher Wichtigkeit eine verſchiedne Klagen der monſtröſeſten Art enthaltende Schrift nieder, in der Haſtings beſchuldigt wurde, daß er Aemter verkauft und Beſtechungen angenommen, um überwieſene Uebelthäter ihrer Strafe zu entziehen, auf welche Weiſe auch Rheza Chan ſich gerettet habe. Franeis las die Schrift im Rathe und ein heftiger Streit erfolgte. Haſtings beklagte ſich in den bitterſten Ausdrücken über die Art, wie man ihn behandle, ſprach verächtlich von Nuncomar und deſſen Anklage und läng-

nete das Recht des Rathes über ihn, den Gouverneur, zu richten. In der nächsten Sitzung wurde eine neue Mittheilung Nuncomars vorgelegt, in der er um persönliche Audienz im Rath anhielt, damit er seine Behauptungen erweisen könne. Eine andre stürmische Debatte erhob sich. Der Gouverneur behauptete, daß der Rathsaal kein passender Ort für dergleichen Untersuchungen sei, daß er von Personen, die durch tägliche Reibungen eingenommen gegen ihn seien, keine Gerechtigkeit zu erwarten habe und daß er, ohne seiner Würde zu vergeben, sich mit Nuncomar nicht confrontiren lassen könne. Trotzdem beschloß die Majorität, auf die Anklage einzugehen. Nun stand Hastings auf, erklärte die Sitzung für geschlossen und verlies mit Barwell den Saal. Die Uebrigen blieben, votirten, daß ihre Sitzung gültig, setzten Clavering auf den Präsidentenstuhl und ließen Nuncomar vorführen. Dieser blieb nicht allein bei seinen Angaben, sondern fügte noch neue Beschuldigungen hinzu. Er behauptete, daß Hastings eine bedeutende Summe erhalten, dafür, daß er Rajah Goordas*) zum Schatzmeister bei des Nabobs Hofhalt ernannt und die Sorge für Sr. Hoheit Person der Munny Begum anvertraut habe. Er legte einen Brief mit dem Siegel der Munny Begum zur Erhärtung seiner Aussage vor. Das Siegel, ob nachgemacht, wie Hastings behauptete, oder ächt, bewies indessen Nichts. Nuncomar — wie Jeder, der indische Sitten kennt, zugeben wird — Nuncomar brauchte der Munny Begum nur zu sagen, daß ein solcher Brief der Majorität des Rathes angenehm sein werde, um sich ihr Zeugniß zu verschaffen. Trotzdem erklärte die Majorität

*) Nuncomars eignen Sohn.

die Anklage für begründet, erklärte, daß Haſtings ſich mit 30—40000 Pfund beſtechen laſſen und verfügte, daß er dieſe zu erſetzen habe. Die Engländer in Bengalen im Allgemeinen ſprachen ſich zu Haſtings Gunſten aus. An adminiſtrativem Talent, an Kenntniß der Localität, wie durch die Formen ſeines Benehmens war er ſeinen Gegnern weit überlegen. Die Beamten ergriffen natürlich Partei für ein ſo ausgezeichnetes Glied ihres Standes gegen einen ehemaligen Secretair im Kriegsminiſterium,*) der gänzlich unkundig der Landesſprachen, ſich vermaß, jedes Departement der Verwaltung zu leiten. Dennoch war Haſtings in der peinlichſten Lage. Erklärten ſich die Autoritäten in England für ſeine Gegner, ſo blieb ihm Nichts übrig, als ſein Amt aufzugeben. Er legte deshalb in Mac-Leanes, ſeines Londoner Agenten, Hände ein Entlaſſungsgeſuch nieder, welches dieſer aber nur dann abgeben ſollte, falls die allgemeine Stimme im Indienhauſe ſich gegen Haſtings ausſpreche.

Nuncomars Triumph ſchien vollſtändig. Regelmäßig ſtellten ſich bei ſeinem Lever die angeſehenſten der Hindus ein, ja mit Verwunderung ſah man eines Tages die Mitglieder der Majorität des Rathes dort erſcheinen. In Nuncomars Hauſe war es, wo die Anklagen gegen den Gouverneur ſich ſammelten, um ihren Weg weiter zu gehen und kein Mittel, nicht Drohung, nicht Intrigue wurde verſchmäht, dieſe Klagen ſo zahlreich als möglich zu machen. Aber Nuncomar ſpielte ein verzweifeltes Spiel. Es war gefährlich, einen Mann von ſolchen Hülfsquellen und ſolcher Entſchloſſenheit wie Haſtings, aufs Aeußerſte zu treiben. Mit all ſei-

*) Francis.

nem Verſtande verkannte Nuncomar die Inſtitutionen, unter denen er lebte, gänzlich. Weil er die Majorität desjenigen Körpers, der Verträge ſchloß, Auflagen erhob, Aemter vertheilte, für ſich hatte, weil ihm der Unterſchied zwiſchen politiſcher und richterlicher Gewalt entging, glaubte er ſich am Ziele. Es fiel ihm nicht ein, daß in Bengalen eine Macht exiſtirte, die durchaus unabhängig vom Rathe, deſſen Gegner ſchützen und ſeine Schützlinge aufs Blutgerüſt bringen konnte. Und doch war dem ſo. Der höchſte Gerichtshof war in der Sphäre ſeiner Attributionen durchaus unabhängig vom Gouvernement, und Haſtings konnte dies Verhältniß um ſo leichter benutzen, als die Richter, vor allen der Oberrichter, der Majorität des Rathes feindſelig waren.

Die Zeit, dieſe furchtbare Maſchine ſpielen zu laſſen, war gekommen. Die plötzliche Nachricht, Nuncomar ſei wegen Felonie verhaftet, ſchreckte Calcutta. Vor ſechs Jahren habe er ein falſches Inſtrument geſchmiedet, lautete die Anklage, die, obwohl von einem Eingebornen erhoben, doch allgemein Haſtings Einfluß zugeſchrieben wurde. Groß war die Entrüſtung der Majorität, ſie proteſtirte gegen das Verfahren des Gerichts und forderte wiederholentlich für Nuncomar die Erlaubniß, Bürgen ſtellen zu dürfen. Entſchloſſene und hochklingende Antworten erfolgten; es blieb dem Rath nichts übrig, als Nuncomars Familie mit Auszeichnungen und Emolumenten zu überhäufen. Endlich begannen die Sitzungen des Gerichts und Nuncomar wurde von Sir Eliah Impey vor eine aus Engländern zuſammengeſetzte Jury geſtellt, die nach langen Verhandlungen das „Schuldig“ ausſprach, demzufolge der Angeklagte zum Tode verurtheilt wurde. Der Rath, wie bemerkt, durfte ſich in die Juſtiz nicht miſchen und was

man für Nuncomar auch anführen, so leicht man erweisen mochte, daß die englischen Gesetze über Fälschung in Indien nicht anwendbar seien, das Nachmachen eines Siegels in diesem Lande höchstens für eine Schwindelei gelten könne — Impey wollte von keiner Gnade, nicht einmal von Aufschub hören.

Die Aufregung in allen Klassen war groß. Francis und die kleine Anzahl seiner englischen Anhänger stellten Impey und Hastings als die schändlichsten Mörder dar, ja Clavering schwur, Nuncomar und wär' es vom Fuße des Galgens, zu retten. Selbst die Europäer begannen Mitleiden zu fühlen für einen Mann, der lange so hoch gestanden. Noch tiefer waren die Gefühle der Hindus; zwar waren sie nicht die Leute, etwas zu seiner Befreiung zu unternehmen, allein die Sentenz erfüllte sie mit Trauer und Schrecken. War auch Nuncomar selbst nach *ihrem* moralischen Maaßstab ein verwerflicher Mensch, er stand einmal an der Spitze der Nation und ihrer höchsten Caste, er war ein Bramine unter den Braminen. Mit größter Pünklichkeit hatte er stets alle Ceremonien, denen der abergläubische Bengalese so hohe Wichtigkeit beimißt, verrichtet. Nie durfte nach den alten Landesgesetzen ein Bramine, welches Vergehens immer schuldig, mit dem Tode bestraft werden, und was Nuncomar begangen, schien in Indien kaum ein Verbrechen zu sein.

Nuncomar bereitete sich indessen zum Tode; er behielt jene unerschütterliche Ruhe bei, welche der Bengalese, so weibisch er im Kampfe ist, der unabwendlichen Nothwendigkeit entgegenzustellen weiß. Dem Sheriff, der am Vorabend der Execution zu ihm kam und ihm jede mit dem Gesetz verträgliche Milderung seines Schicksals versprach, dankte er höflich und gefaßt. „Der

Wille Gottes müſſe ſeinen Lauf haben", meinte er, ließ Francis, Munſon und Clavering grüßen und empfahl ihnen Rajah Goordas, der nun das Haupt der Braminen wurde. Der Sheriff entfernte ſich in großer Bewegung, während Nuncomar ſich ruhig niederſetzte, um Rechnungen durchzuſehen und Notizen niederzuſchreiben. Eine unermeßliche Menſchenmaſſe drängte ſich am nächſten Morgen auf dem Platze, wo der Galgen errichtet war. Beſtürzung malte ſich auf jedem Angeſicht und kaum wurde geglaubt, daß die Engländer den Großbraminen zum Tode führen würden. Endlich erſchien der Trauerzug. Nuncomar ſaß in ſeinem Palankin, mit ungeſtörter Heiterkeit umherblickend. Er hatte eben Abſchied genommen von ſeinen Verwandten. Ihr Geſchrei, ihre Convulſionen hatten die europäiſchen Gerichtsdiener entſetzt, aber auf den eiſernen Stoicismus des Gefangenen nicht den mindeſten Eindruck gemacht. Das Einzige, um was er bekümmert ſchien, war, daß ſein Leichnam Mitgliedern ſeiner prieſterlichen Kaſte überliefert werden möchte. Er ließ, nachdem er das Gerüſt beſtiegen, noch einmal ſeine europäiſchen Freunde grüßen und gab dem Henker das Zeichen.

Ein Schrei der Verzweiflung entfuhr der Menge. Hunderte wandten das Antlitz ab von dem befleckenden Schauſpiel oder flohen heulend zum Hoogley, um ſich in ſeinen heiligen Wellen gleichſam von der Schmach zu reinigen, daß ſie ein ſolches Verbrechen angeſchaut.

Wenn Impey ſeine Pflichten verletzte, muß Haſtings aus einem andern Geſichtspunkte beurtheilt werden, er, der um Ehre, Vermögen, Freiheit, Alles, was das Leben wünſchenswerth macht, kämpfte, er ſah ſich von unverſöhnlichen Feinden umgeben, ohne von ſeinen Collegen Gerechtigkeit erwarten zu dürfen. Kann man

ihm verdenken, daß er seinen Gegner niederwarf? Freilich hätte er dazu andre Mittel anwenden sollen, aber warum andrerseits sollte er Mittel verschmähen, in denen die Wächter der Gesetze selbst keinen Anstoß fanden? Wer verlangt von der Partei die unbeugsame Gerechtigkeit des Richters? Obgleich wir daher Hastings den Tod Nuncomars zuschreiben, rechnen wir doch diese That nicht eigentlich zu seinen Verbrechen. Sein Benehmen war ihm durch eine tiefe Politik vorgezeichnet. Er wußte, was es in Indien bedeutete, die Regierung gegen sich zu haben und daß Alles, um deren Gunst zu erlangen, sich gegen ihn zu verschwören im Begriff war. Das waren die Umstände, die Hastings zu seinem Entschluß drängten, er wollte dem ganzen Haufen von Anklägern eine heilsame Lehre geben und zeigen, daß, wiewohl in der Minorität, der Gouverneur noch immer zu fürchten sei. In der That ließ eine solche Lehre sich so leicht nicht vergessen, und daß sie gegen den Willen der Regierung ertheilt wurde, daß trotz deren Einschreiten ein Mann, wie Nuncomar, fallen mußte, machte sie nur um so eindringlicher. Es schien fortan vortheilhafter, sich an Hastings und die Minorität zu schließen und so geschah es, daß, mit welchen Schwierigkeiten er auch ferner noch zu kämpfen hatte, die Anklagen der Inder doch für immer verstummten.

Es mag hier der merkwürdige Umstand eingeschaltet werden, daß einer von Hastings Briefen an Johnson wenige Stunden nach Nuncomars Tode geschrieben ist. Während die ganze Niederlassung in Aufruhr war und eine mächtige Priesterschaft um ihr Haupt wehklagte, saß der Mann, der die Ursache zu Allem diesem war, ruhig da in seiner characteristischen Selbstbeherrschung,

um über Johnsons Reise nach den Hebriden, über Jones persische Grammatik, über die Geschichte, Traditionen, Künste und Producte Indiens zu schreiben.

Unterdessen war die Nachricht von dem Rohillaskrieg und Hastings ersten Zwistigkeiten mit seinen Collegen nach London gelangt. Die Directoren mißbilligten in ihrem Antwortsschreiben Hastings Verfahren in scharfen Ausdrücken. Jene Acte, vermöge deren Hastings auf fünf Jahre zum Gouverneur ernannt worden, ermächtigte die Krone, ihn auf Ansuchen der Compagnie von seinem Posten zu entfernen. Lord North wünschte, einen solchen Antrag, da er, der die Majorität zu ihren Aemtern gewählt, natürlich auf ihrer Seite war. Er wollte Clavering an Hastings Stelle bringen. Der Hof der Directoren erklärte sich mit 11 gegen 10 Stimmen wider Hastings, der jedoch in der darauf folgenden Versammlung der Eigenthümer trotz der vereinten Anstrengung des Ministeriums und der Directoren endlich Sieger blieb. So übel empfand Lord North diese Entscheidung, daß er mit dem Parlament und einer Bill drohte, welche die Compagnie aller politischen Rechte berauben sollte. Macleane, Hastings Agent, hielt unter solchen Umständen, den schleunigen Rücktritt seines Clienten für nothwendig und reichte dessen Entlassungsgesuch ein. Die Directoren nahmen das Instrument, obgleich es formelle Mängel hatte, begierig an und ernannten aus ihrer Mitte zum Gouverneur einen gewissen Wheler, bis zu dessen Ankunft Clavering an die Spitze der Geschäfte treten sollte.

Inzwischen hatten sich in Indien große Veränderungen ergeben. Monson war nicht mehr und somit Hastings mit Barwells und seinem bei Gleichheit der Stim-

men entscheidenden Votum in der Majorität. Sofort übte er an seinen Gegnern das Recht der Vergeltung. Ihre Verordnungen wurden aufgehoben, ihre Creaturen entlassen. Zu gleicher Zeit begann er sich mit umfassenden Eroberungsplänen zu tragen, die er, wenn auch durch Andre, noch ausgeführt sehen sollte. Während er über diesen Entwürfen brütete, traf ihn die Nachricht, daß er nicht mehr Gouverneur, daß Wheler sein Nachfolger und Clavering es sei, der ihn bis zu des letztern Ankunft ersetzen solle.

So sollte er denn gerade jetzt, da er wirklicher Herr des brittischen Indiens geworden, von seiner hohen Stellung zurücktreten! Er konnte sich dazu nicht entschließen, er behauptete, niemals eine Vollmacht gegeben zu haben, welche Schritte rechtfertige, die seine Resignation voraussetzten. Seine Macleane ertheilten Instructionen gestand er vergessen zu haben, aber mit Bestimmtheit habe er den Directoren erklärt, nicht zurücktreten zu wollen. Er vermöge nicht einzusehen, wie sie, im Besitz seiner eignen Erklärung aus der Hand eines Agenten seine Resignation annehmen können. Sei aber die Resignation ungültig, seien es auch alle auf dieselben gegründeten Maaßregeln. Hastings hat späterhin erklärt, daß er sich dennoch durch das Verfahren seines Agenten für gebunden gehalten haben würde, hätte Clavering ihn nicht gewaltsam verdrängen wollen. Sei dem, wie ihm wolle, des letztern Unbesonnenheit setzte Hastings in Vortheil. Clavering ließ sich die Schlüssel des Forts und des Schatzes überliefern, bemächtigte sich des Archivs und hielt im Verein mit Francis Rathssitzungen, während Hastings, der den Präsidentenstuhl in ein andres Zimmer bringen lassen, mit Barwell rathschlagte. Jede der beiden Parteien

konnte Gründe für ihr Recht anführen und innerhalb 15,000 Meilen gab es keine Autorität, ihren Streit zu entscheiden. Es schien dies den Waffen überlassen, eine Entscheidung, die Hastings, seiner Landsleute gewiß, nicht fürchtete. Aber während er den Offizieren in Fort William und allen benachbarten Plätzen, ihm allein zu gehorchen befahl, erbot er sich zugleich mit bewundernswürdigem Takte, den Obergerichtshof als Schiedsrichter anzuerkennen. Er wagte bei diesem Vorschlag, den seine Gegner nicht zurückweisen konnten, Nichts. Niemand konnte für straffällig gelten, welcher einer solchen Entscheidung gehorchte, und selbst der Kühnste hätte nicht gewagt, für den die Waffen zu ergreifen, den der Gerichtshof einen Usurpator nannte. Clavering und Francis nach einigem Zögern gaben ihre Zustimmung, worauf die Resignation Hastings für ungültig erklärt wurde und er in seinem Posten blieb. Die geschlagenen Mitglieder des Rathes mußten sich unterwerfen.

Um diese Zeit ging die Nachricht ein, daß die Gerichte in Franken endlich Imhoffs Scheidung von seiner Gattin ausgesprochen. Der Baron, mit den Mitteln sich in seinem Vaterlande anzukaufen, verließ Calcutta und die Baronin wurde Mistreß Hastings. Die Hochzeit wurde mit großen Feierlichkeiten begangen, alle Personen von einigem Ansehen in Calcutta waren ohne Unterschied der Partei ins Gouvernementshaus geladen, ja selbst Clavering, der einige Tage nachher starb, erschien bei dem Fest.

Wheler, der statt der Gouverneurs- nur eine Rathsstelle offen fand, schloß sich an Francis an, vermochte indessen, da Barwell auf Hastings Seite blieb, die Majorität nicht zu ändern, und sogar die Minister sammt den Directoren änderten ihre Meinung dergestalt, daß

Haſtings nach Ablauf ſeiner fünf Jahre von Neuem in ſeinem Poſten beſtätigt wurde! Doch mochte er dies mehr noch den damaligen politiſchen Verhältniſſen zu danken haben, die ſich ſo gefährlich für England ſtellten, daß man ſich glücklich ſchätzen mußte, in Indien einen Mann von ſolcher Kraft und Begabung, wie Haſtings, zu beſitzen. In der That, nie war Großbrittanien in bedenklicherer Lage geweſen. Der amerikaniſche Krieg war in vollem Gange, England, ohne der irländiſchen Mißverhältniſſe zu gedenken, war bereits im Kampf mit Frankreich, Spanien, Holland, und ſollte ſich bald bedroht ſehen von der bewaffneten Neutralität der baltiſchen Mächte. Es nahte die Zeit, wo das Uebergewicht zur See ſchwankte, wo feindliche Flotten die Straße von Gibraltar und den mexikaniſchen Buſen beherrſchten und die brittiſche Flagge kaum den Canal zu ſchützen vermochte.

Zwar war ein Angriff auf Bengalen zur See nicht zu befürchten, allein die europäiſchen Mächte konnten ſich mit einer der inländiſchen verbinden, dieſe mit Waffen, Munition unterſtützen und die brittiſchen Beſitzungen zu Lande angreifen. Beſonders fürchtete Haſtings von den Mahratten dergleichen. Der urſprüngliche Sitz dieſes ſonderbaren Volkes iſt jene Reihe wilder Anhöhen, die längs Indiens Weſtküſte ſtreicht. Von hier begannen ſie während Aureng-Zebs Regierung und unter Sevajeehs Führung zu den Beſitzungen ihrer weichern und weniger kriegeriſchen Nachbarn hinabzuſteigen. Energie, Liſt, Wildheit zeichnete die Mahratten aus unter den Mächten, die ſich über den Trümmern der fallenden Monarchie niederließen. Erſt Räuber, wurden ſie bald Eroberer. Die Hälfte der Provinzen des Reichs wurden mahrattiſche Fürſtenthümer, Freibeuter mächtige

Rajahs.— Die Bonslas, an der Spitze eines plündernden Haufens, besaßen das weite Berar, die Guicowars gründeten die noch in Guzerat herrschende Dynastie. Die Häuser Scindia und Holkar faßten Wurzel in Malva. Ein Abentheurer schlug seinen Sitz auf dem uneinnehmbaren Felsen von Groti auf, ein andrer ward Herr der tausend in den Reisfeldern von Tangore zerstreuten Dörfer. Es war dies durch ganz Indien die Zeit eines doppelten Regiments. Man erkannte den als Herrn an, dem man nicht gehorchte. Die muselmänischen Nabobs, die souveraine Fürsten geworden, wie der Vezier in Ude, der Nizam in Hydrabad, nannten sich Vizekönige des Tamerlanischen Hauses. Ebenso erkannten die verschiednen mahrattischen Staaten, obwohl unabhängig von einander, in Worten und Ceremonien die Suprematie von Sevajeehs in Sattarah hofhaltenden Erben an, der indessen ein bloßer Schattenkönig war, während sein Peshwa oder Major domus — ein erblicher Minister — von seinem eignen Hofe zu Poonah aus die reelle Regierungsgewalt über die weit ausgedehnten Provinzen Aurungabad und Bejazoor übte.

Einige Monate vor dem Ausbruch des Krieges in Europa schon erhielt das Gouvernement in Bengalen die Nachricht, daß ein Französischer, für einen Mann von Stande geltender Abentheurer in Poonah angelangt und mit großer Auszeichnung aufgenommen worden, daß er dem Peshwa Briefe und Geschenke von Ludwig XVI. überreicht, und daß ein gegen England gerichteter Tractat zwischen Frankreich und den Mahratten abgeschlossen sei. Ohne Zögern entschloß sich Hastings, den ersten Schlag zu thun. Die Rechte des Peshwa waren nicht unbestritten, ein Theil der Mahratten waren einem Prätendenten geneigt. Diesen wollte

der General-Gouverneur in ſeinen Schutz nehmen, eine Armee ſollte quer über die Halbinſel von Indien marſchiren und eine enge Verbindung mit dem Hauſe Bonsla, das über Berar herrſchte und an Macht und Einfluß keinem der mahrattiſchen Fürſtenthümer nachſtand, geſchloſſen werden.

Die Truppen waren auf dem Marſche und die Unterhandlungen mit Berar angeknüpft, als ein Brief des engliſchen Conſuls in Cairo einging mit der Nachricht, daß der Krieg in London und Paris erklärt ſei. Alle Maaßregeln, welche eine ſolche Criſis erforderte, wurden unverzüglich ergriffen, die franzöſiſchen Factoreien in Bengalen mit Beſchlag belegt, Befehle nach Madras geſendet, ſich Pondicherys zu bemächtigen, Verſchanzungen bei Calcutta aufgeworfen, um jede Annäherung feindlicher Streitkräfte unmöglich zu machen, die zur Vertheidigung des Fluſſes nöthigen Anordnungen getroffen, 9 neue Sepoy-Bataillone ausgehoben und die kühnen Lascars der bengaliſchen Bay zu einem Corps von Artilleriſten formirt.

Die Expedition, welche Haſtings gen Weſten geſendet, war nicht ganz glücklich, weil der Befehlshaber zauderte, die Autoritäten in Bombay nicht gehörig eingriffen; dennoch gab er ſeinen Gedanken nicht auf. Ein neuer Anführer verbeſſerte die Fehler ſeines Vorgangers durch mehrere glänzende Gefechte, welche den Ruhm der engliſchen Waffen an Orten verbreiteten, wo ſich noch keine europäiſche Fahne ſehen laſſen, und der Plan des General-Gouverneurs gegen die Mahratten möchte gelungen ſein, hätte nicht eine neue furchtbare Gefahr ihn genöthigt, ſeiner ganzen Politik eine andre Geſtalt zu geben.

Glücklicherweiſe ſtellte ſich zu derſelben Zeit eine

Einigkeit unter den Gliedern der Verwaltung her, wie sie jezt nöthiger als jemals war. An der Spitze der Truppen stand Sir Eyre Coote, berühmt in Indien, nun zwar bejahrt, doch noch immer ein vorzüglicher Soldat. Seine obschon niemals systematische Opposition schmeidigte sich um so mehr, je mehr Hastings die Leidenschaft des alten Kriegers — den Geiz — zu ködern wußte. Barwell, der sich nach Europa zurücksehnte, und Hastings wenigstens in gesicherter Stellung zurücklassen wollte, söhnte ihn insoweit mit Francis aus, daß dieser seine Opposition aufgeben wollte, wenn seinen Freunden ein reichlicher Antheil an den vom Gouverneur abhängigen Ehrenstellen und Emolumenten zugesichert würde. Auch Wheler, der Streitigkeiten müde, legte Hastings keine weitere Schwierigkeiten in den Weg.

Wirklich bedurfte es der Eintracht. Eine größere Calamität, als selbst ein Krieg, bedrohte Bengalen. Die Urheber der Acte von 1773, welche die Verfassung des Landes ordnete, hatten zwei von einander unabhängige Gewalten — eine politische und eine gerichtliche — geschaffen, ohne ihre Gränzen zu bestimmen. Die Richter, diese Unbestimmtheit benutzend, maßten sich die höchste Autorität, nicht allein in Calcutta, sondern in dem ganzen der Präsidentschaft von Fort William unterworfenen ausgedehnten Territorium an. Alle Mängel des englischen Gesetzes sind doppelt fühlbar in Indien, seine Langsamkeit wird durch die Dollmetscher, seine Kostbarkeit durch die gesetzlichen Beistände, die meist aus weiten Entfernungen herangezogen werden müssen, noch größer. Weil jede Arbeit in Indien, wo Niemand sich umsonst den Strahlen der Sonne aussezzen will, theurer als anderswo ist, so betrügen auch

die gerichtlichen Sporteln das Dreifache von dem was sie in England kosteten, während der Indier doch ohne allen Vergleich ärmer als der Britte ist. Doch nicht eine langwierige Kostspieligkeit allein noch hauptsächlich sind es, die der Anwendung der englischen Gesetze in Indien entgegen stehen, das tiefste Gefühl der Eingebornen, ihre Begriffe von Ehre und Schande, von Religion und weiblicher Schamhaftigkeit lehnten sich auf gegen eine solche Neuerung. Persönliche Haft, die so häufig im englischen Processe vorkömmt, gilt dem Hindu als Schmach, den Eid, der fast auf jedem Stadium eines Rechtshandels verlangt wird, verabscheut er, wie kaum der Quäker, er hält es für den äußersten Schimpf, wenn Fremde männlichen Geschlechts in die Gemächer der Frauen dringen oder ihr Antlitz sehen. Solchen Beschimpfungen waren nunmehr die angesehensten Familien in Bengalen, Orissa und Bahar ausgesetzt. Ein Reich des Schreckens, eines durch das Geheimnißvolle, was ihn umgab, geschärften Schreckens begann, denn selbst das, was man duldete, war weniger schrecklich, als das, was man ahnte. Niemand wußte, was Alles von diesem Tribunal zu erwarten war, welches über das schwarze Wasser — wie der Indier mit mysteriöser Furcht das Meer nennt — daher gekommen, aus Richtern bestand, deren keiner die Sprache des Landes redete, noch mit den Sitten und Gebräuchen derjenigen bekannt war, über die er eine unumschränkte Gewalt ansprach, und denen seine Schrift unbekannte Characters, sein Urtheil unverständliche Laute waren. Schon hatte sich zu diesem Tribunal die Hefe der englischen Bevölkerung gesellt, Ausspäher, falsche Zeugen, Zungendrescher, Agenten der Chicane und schrecklicher als alle, jene subalternen Büttel, mit denen verglichen der Aus-

wurf engliſcher Kneipen als eine achtbare Menſchenklaſſe erſchien. Eingeborne, hoch angeſehen unter ihren Landsleuten, wurden in großer Menge nach Calcutta geſchleppt und in die gemeinſten Kerker geworfen, nicht weil irgend eines Verbrechens beſchuldigt oder einer Schuld überwieſen, ſondern um dort die Aburtheilung einer Sache, die keinerlei ſolche Vorſicht bedurfte, abzuwarten. Die achtbarſten Männer ſtarben vor Schaam und Entrüſtung unter der Fauſt von Impeys Alguazils, die Harems edler Mahomedaner — ihre Heiligthümer — wurden erbrochen von den Banden ſeiner Gerichtsdiener, die hier, wo ſie es mit einem unerſchrocknern Menſchenſchlage, als die Inder, zu thun hatten, zuweilen blutigen Widerſtand trafen und ſelbſt die Indier, die Surajah-Dowlahs Joch, Vanſittarts Verwaltung ertragen, ſchienen in der Verzweiflung Muth zum Widerſtande zu finden.

Die Mitglieder des Rathes ſtanden in dieſer Angelegenheit für Einen Mann. Wenn Haſtings früher der richterlichen Behörde geſchmeichelt und ſie ihm ein brauchbares Werkzeug geweſen, wollte er ſie doch nie zu ſeiner, zu des Landes Herrin machen. Er erkannte, daß das Syſtem des Gerichtshofes erniedrigend für die Regierung, verderblich für das Land war, er entſchloß ſich zu männlichem Widerſtand. Er brach mit Impey — zeitweilig wenigſtens — und trat feſt zwiſchen das Volk und das tyranniſche Tribunal. Der Oberrichter griff zu den ausſchweifenden Maaßregeln, daß er den General-Gouverneur ſammt allen Mitgliedern des Staatsrathes vor ſeine Schranken forderte, um ſich wegen ihrer öffentlicher Handlungen zu verantworten. Das war zu viel. Haſtings behandelte die Ladung Impeys mit Verachtung, ſetzte alle rechtswidrig durch den

Hof verhafteten Personen in Freiheit und traf alle Anordnungen, den Streit nöthigenfalls mit dem Schwerdt auszufechten. Doch, wie es ihm selten an Ankunftsmitteln fehlte, wollte er vorher einen andern Weg versuchen. Er wußte, daß Impey der Bestechung nicht unzugänglich sei. Indem er ihn, der unabsetzbarer Richter der Krone mit 8000 Pfund Gehalt war, auch zum Richter der Compagnie mit demselben Einkommen ernannte, aber ohne ihn in diesem Posten unabsetzbar zu machen, glaubte er sich gegen fernere Uebergriffe hinlänglich gesichert und das Land gerettet zu haben. Und so war es, wenn auch Francis dem gedachten Arrangement widersprach. Der Kampf des letztern gegen Hastings begann nun von Neuem und führte endlich zu einer Explosion. Hastings behauptete öffentlich, von Francis betrogen zu sein, indem dieser durch falsche Versprechungen Barwell zum Austritt aus dem Dienste vermocht habe. Andre Streitigkeiten kamen hinzu und die Verhältnisse beider wurden zuletzt so feindselig, daß Francis sich bewogen fühlte, dem General-Gouverneur beim Schlusse einer Sitzung eine Herausforderung zu überreichen. Sie schlugen sich auf Pistolen, Francis wurde durch den Leib geschossen, doch genas er wieder von der Wunde, die zwar schwer, aber nicht tödtlich war. Er und Hastings hatten hinfort keine andre als amtliche Beziehungen zu einander.

Bald stellte es sich heraus, welcher großen Gefahr Hastings bei dieser Gelegenheit sein Vaterland ausgesetzt. Es ergab sich eine Crisis, der nur Er gewachsen war. Es heißt nicht zu viel behauptet, daß wäre er während der Jahre 1780 und 1781 nicht am Ruder gewesen, die englische Macht in Indien kein besseres Schicksal, als in Amerika, gehabt hätte.

Die Mahratten vorzüglich waren es, die Haſtings gefürchtet. Seine Maaßregeln, ihre Macht zu brechen, waren durch ſeine Untergebnen vereitelt worden und es ſchien, daß nur Er in Perſon ſeinen Plan zum glücklichen Ende zu führen vermöge, als eine ganz neue Gefahr aus einer ganz andern Region herdrohte.

Dreißig Jahr ungefähr waren verlaufen, ſeit ein mahomedaniſcher Soldat ſich in den Kriegen Südindiens auszuzeichnen angefangen. Ohne Erziehung, ohne Herkunft — ſein Großvater war ein wandernder Derwiſch geweſen — befand der Abentheurer ſich kaum an der Spitze eines Trupps Soldaten, als ſich zeigte, daß er zum befehlen geboren war. Keiner aus der Menge ſeines Gleichen, die ſich um ein Stück Land in Indien befehdeten, durfte ſich mit ihm meſſen. So ward er Feldherr, Fürſt. Aus den Trümmern des gewaltigen untergegangenen Reiches bildete er einen großen, compacten Staat, den er mit der Kraft und Liſt eines Ludwigs XI. regierte. Ausgelaſſen in ſeinen Lüſten, unverſöhnlich in ſeiner Rache, hatte er doch Geiſt genug, einzuſehen, wie viel die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen zur Feſtigkeit ſeines Reiches beitragen müſſe. Ein Unterdrücker, gab er doch gegen jede andre, als ſeine eigne Unterdrückung, Schutz. Er war nun bereits bei Jahren, doch ſein Geiſt noch ſo hell, wie in der Blüthe ſeiner Jahre. Wir reden von Hyder Ali, dem Gründer des Reiches von Myſore und dem furchtbarſten Feinde der Engländer in Indien. Wäre Haſtings Gouverneur von Madras geweſen, er hätte ſich Ali entweder zum Freunde gemacht oder wäre ihm kräftig entgegengetreten. Die engliſchen Autoritäten in Südindien forderten einen ſo mächtigen Feind heraus, ohne ihm gewachſen zu ſein. Plötzlich ſtürzte ein Heer von 90,000 Mann, weit beſ-

serer Soldaten — als irgend ein aus Eingebornen bestehendes aufweisen konnte — sich durch die wilden Schluchten, welche von dem Tafellande Mysores zu den Ebenen Karnatiks leiten, ein Heer, welches 100 Geschütze mit sich führte und dessen Bewegungen von ausgezeichneten französischen Offizieren bestimmt wurden. Hyder triumphirte allenthalben. Die brittischen Sepoys warfen meist ihre Waffen weg, mehrere Forts fielen durch Verrath, andere wurden aus Furcht übergeben. In wenig Tagen war das ganze flache Land im Norden des Coleroon unterworfen. Von der Spitze des St. Thomasberges konnten die englischen Einwohner von Madras bei Nacht den ganzen östlichen Halbkreis des Himmels von brennenden Dörfer geröthet sehen. Die weißen Villen in ihren Lusthainen von Tulpenbäumen, zu denen der Britte sich nach des Tages Arbeit zurückzuziehen pflegte, waren verlassen, denn schon sah man mysorische Reiter in Schaaren diese heitere Veranden umschwärmen; selbst die Stadt ward für unsicher gehalten und die englischen Kaufleute eilten, sich hinter den Wällen des Forts St. Georg zu verbergen. Zwar fehlten die Mittel, ein Heer zu bilden und den Erobrer hinter seine Berge zurückzutreiben, nicht; Sir Hector Munroe stand an der Spitze einer ansehnlichen Macht und Baillie nahete von einer andern Seite. Vereint möchten sie furchtbar für Hyder gewesen sein, aber sie wurden einzeln angegriffen und geschlagen. Munroes Rückzug glich einer Flucht, Baillis Detaschement wurde vernichtet. Drei Wochen nach Beginn des Krieges befand sich die brittische Herrschaft im südlichen Indien am Rande des Unterganges. Nur wenige feste Plätze hielten sich, während eine große französische Expedition an der Küste von Koromandel erwartet wurde. England, um-

ringt von Feinden, konnte so entlegnen Besitzungen keinen Beistand leisten.

In dieser Krisis war es, daß Hastings fruchtbares Genie und heiterer Muth ihren schönsten Triumph feierten. Ein Schiff, dem der südwestliche Passatwind Flügel verlieh, brachte die schlimmen Zeitungen nach Calcutta. Vierundzwanzig Stunden später hatte der General-Gouverneur einen vollständigen politischen Plan entworfen, angemessen der veränderten Lage der Dinge. Der Kampf mit Hyder Ali war ein Kampf auf Leben und Tod, gegen die Erhaltung Cartaniks verloren alle andere Interessen ihre Bedeutung. Die Mißhelligkeit mit den Mahratten mußte demnach beigelegt, militairische und pecuniaire Unterstützung sofort nach Madras gesendet werden. Doch war das nicht hinreichend, wenn nicht die Leitung des Krieges fähigern Händen anvertraut wurde. Hastings entschloß sich zu einem außerordentlichen Schritt, er suspendirte den Gouverneur von St. Georg und sendete Sir Eyre Coote mit unumschränkter Vollmacht gegen Hyder Ali. Trotz der Opposition des von seinen Wunden wieder hergestellten Francis erhielt dieses Verfahren die Billigung der Majorität des Rathes. Die Verstärkungen, die schleunigst abgesendet wurden, erreichten Madras, ehe noch die französische Expedition in den indischen Gewässern erschien. Coote, obwohl nicht mehr ganz der alte, hielt dennoch Hyders Fortschritte auf und gab nach Verlauf weniger Monate, durch den Sieg von Porto Novo, den brittischen Waffen ihren frühern Glanz wieder.

Die Rückkehr Francis nach England hatte mittlerweile Hastings von allen Fesseln befreit, da Wheler nach der Abreise seines heftigen Collegen, nicht allein in seiner Opposition nachließ, sondern sich in die herz-

lichste Uebereinstimmung mit dem General-Gouverneur setzte. Von Neuem erhoben sich finanzielle Schwierigkeiten auf die drängendste Art. Nicht allein sollte man die Mittel finden, Bengalen zu regieren, sondern auch einen kostspieligen Krieg in Carnatik zu führen und überdem Geld nach England zu schicken. Wenn Hastings in einer frühern Schwierigkeit derselben Art, den Mogul beraubt und die Rohillas bekriegt hatte, so war er auch diesmal in der Wahl seiner Hülfsquellen nicht bedenklich.

Sein Blick richtete sich zuerst auf Benares, eine Stadt, die durch die Zahl ihrer Einwohner und den Ruf ihrer Heiligkeit für eine der ersten in Indien gilt. Eine halbe Million Seelen, sagte man, drängte sich dort in einem Labyrinth hoher Alleen voller Kapellen, Minarets, Söller und Gallerien, in denen die geheiligten Affen sich zu Hunderten zeigten. Kaum fand der Reisende seinen Weg durch das Gedränge heiliger Bettler und nicht weniger heiliger Stiere. Die breiten und stattlichen Treppen, welche allerwärts zu den Badestellen am Ganges führten, wurden täglich von den Tritten einer unzählbaren Pilgerschaar abgeschliffen. Die Schulen und Tempel zogen aus jeder Provinz, wo brahmanischer Glauben galt, Haufen andächtiger Hindus heran. Ganze Hunderte von Frommen erschienen täglich, nur um hier zu sterben — denn eine besondere Seligkeit erwartet den, wer aus der heiligen Stadt in den heiligen Fluß gelangt. Und nicht der Aberglaube allein lockte Fremde, der Handel hatte, wie die Religion, seine Pilger. Zahlreiche Flotten voll reicher Waarenladungen lagen an den Ufern des heiligen Stromes. Aus Benares kam die Seide, welche auf den Bällen von St. James und Trianon rauschte; auf seinen Bazars

ſah man den Muslin von Bengalen, die Säbel von Ude, neben den Juwelen von Golconda und den Shawls von Kaſchmir. Dieſe reiche Stadt hatte lange unter der Herrſchaft eines der dem Mogul unterworfenen Fürſten geſtanden, die ſich während der großen Anarchie vom Hofe von Delhi unabhängig machten, aber die Autorität des Nabobs von Ude anerkennen mußten. Gegen dieſen riefen ſie die engliſche Hülfe an. Der Nabob trat ſeine Rechte an die Compagnie ab, und ſo wurde der Rajah Vaſall des Gouverneurs von Bengalen, erkannte deſſen Oberherrlichkeit und ſchickte einen jährlichen Tribut nach Fort William.

Cheyte Sing, der regierende Fürſt, war dieſer ſeiner Obliegenheit pünktlich nachgekommen. War er ein unabhängiger Fürſt oder nur ein mächtiger Unterthan der Compagnie? Weder jene noch dieſe Bezeichnung dürfte ganz correct ſein. Der Sturz des tamerlaniſchen Hauſes hatte in Indien Alles verwirrt. Jedermann griff um ſich, und während die engliſche Macht ſich gründete, gab es bereits keine Conſtitution mehr. Alles war Uebergang, Wirrniß, Dunkelheit, und es konnte von keinem verfaſſungsmäßigen Recht die Rede mehr ſein. Man konnte allenfalls noch von Ungerechtigkeit, nicht von Ungeſetzlichkeit reden, wenn eine Regierung die andre zu unterjochen ſuchte, da keine einzige einen rechtskräftigen Titel aufzuweiſen hatte. Es gab kaum eine Provinz, in der nicht die nominelle von der reellen Gewalt geſchieden war. Der Erbe Tamerlans hieß noch ein unumſchränkter Herrſcher, die Nabobs galten für ſeine Statthalter, doch in der Wirklichkeit war er ein Gefangener. Die Nabobs waren dort unabhängige Fürſten, hier wie in Bengalen und Carnatik, Schattenkönige, unterworfen der Compagnie als ihrem

Herrn. Unter den Mahratten behauptete Sevajeeh's Erbe den Titel eines Rajah, aber auch er war ein Gefangener und sein erster Minister, der Peshwa, der erbliche Herrscher des Reichs. Seinerseits war auch der Peshwa in dieselbe herabgewürdigte Stellung gesunken, und so gab es vom Himalaya bis Mysore keine Regierung de facto, die es auch de jure gewesen wäre. Hastings verkannte keinen Augenblick die Vortheile, welche sich aus einem solchen Zustande ziehen ließen. Man hatte stets zwischen zweien Partien zu wählen, konnte sich bald auf das Recht, bald auf die Thatsache stützen, und so jeden Anspruch, den man erheben wollte, begründen, jeden abweisen, der erhoben wurde. Auf Consequenz kam es dabei nicht an, auch waren jene Sophismen unzulänglich, wenn ihnen nicht etwas andres Nachdruck gab, allein dieses Andre besaßen die Britten.

Das englische Gouvernement beschloß also, von Cheyte Sing Geld zu erpressen; hatte man ihn früher als unabhängigen Fürsten betrachtet, so forderten die Conjuncturen, ihn jetzt als Unterthan zu behandeln. Selbst eine geringere Gewandtheit, als die Hastings, hätte in dem allgemein Chaos von Gesetzen und Gebräuchen leicht Argumente für jedes Verfahren, was ihr beliebte, gefunden. Man bedurfte eine bedeutende Summe, und es war bekannt, daß Cheyte Sings Einkünfte ansehnlich waren, auch galt er dafür, einen großen Schatz aufgehäuft zu haben. Dabei war er nicht beliebt in Calcutta; er hatte sich in jener Zeit, als der Gouverneur sich dem Conseil gegenüber in der schwierigsten Stellung befand, um Francis und Claverings Gunst beworben, und Hastings, der weniger vielleicht aus selbstischer Rache als aus Gründen der Politik

keine Beleidigung ungestraft ließ, fand hier die Gelegenheit, in der Person Cheyte Sings den benachbarten Fürsten eine Lehre zu geben, wie Nuncomars Beispiel den Einwohnern Bengalens eine Lection gewesen war.

Schon 1778 beim Ausbruch des französischen Krieges wurde Cheyte Sing aufgefordert außer seinem gewöhnlichen noch einen außerordentlichen Tribut von 50,000 Pfd. zu zahlen. 1779 wurde eine gleiche Summe von ihm gefordert und diese Forderung 1780 erneuert. Cheyte Sing, eine Erleichterung hoffend, versuchte es mit einer Bestechung, er bot Hastings 20,000 Pfd., die dieser annahm, wie seine Feinde sagen, in der Absicht sie zu behalten. Er machte allerdings sowohl dem Rath in Bengalen als den Directoren in der Heimath eine zeitlang ein Geheimniß aus dieser Transaction, sowie er niemals einen hinreichenden Grund für sein geheimnißvolles Verfahren angeben konnte. Was ihm indeß bewogen, der Versuchung zu widerstehen, ob Pflichtgefühl oder Furcht vor Entdeckung, genug, er ließ jene 20,000 Pfund in den Schatz der Compagnie fließen, während er zugleich darauf bestand, daß der Rajah sogleich der Verfügung des englischen Gouvernements genügen solle. Der Rajah versuchte Winkelzüge, Hastings begehrte abermals 10,000 Pfund, die er ihm als Strafe seines Zögerns dictirte und sendete Truppen, das Geld einzutreiben. Es wurde gezahlt, aber hiemit hatte es nicht sein Bewenden. Die letzten Ereignisse im Süden Indiens hatten die Bedürfnisse der Compagnie gesteigert; Hastings, entschlossen Cheyte Sing zu plündern, und deshalb Streit mit ihm suchend, verlangte, der Rajah solle ein Cavalleriecorps zum Dienste der Compagnie stellen. Dieser weigerte sich und suchte Ausflüchte. Das war es, was Hastings wünschte, er hatte nunmehr einen Vor-

wand gegen den reichſten ſeiner Vaſallen feindlich zu verfahren. Von Haus aus war es ſein Ziel geweſen, den Rajah durch immer größere Forderung zum Widerſpruch zu treiben, welcher Widerſpruch Verbrechen genannt, Haſtings zur Confiscation ſeines ſämmtlichen Eigenthums berechtigte.

Cheyte Sing, nun in der größten Beſtürzung, bot 200,000 Pfund, die Engländer zu begütigen, doch wollte ſich Haſtings nur mit einer halben Million zufrieden ſtellen laſſen; er ging damit um, Benares an Ude zu verkaufen, wie er früher Allahadabad und Rohilcund verhandelt hatte. Ein ſolches Geſchäft ließ ſich nicht wohl aus der Ferne betreiben, er machte ſich ſelbſt nach Benares auf. Cheyte Sing empfing ſeinen Lehnsherrn mit allen Ehrenbezeugungen, er kam ihm mit ſeiner Garde faſt 60 Meilen entgegen und drückte ihm ſeinen Schmerz über die Unzufriedenheit der Britten aus. Er nahm ſeinen Turban ab und legte ihn in Haſtings Schooß — eine Handlung, die in Indien als Zeichen der tiefſten Unterwürfigkeit gilt. Haſtings benahm ſich kalt, zurückſchreckend. In Benares angekommen, ſendete er dem Rajah ſchriftlich die Forderungen des Gouvernements von Bengalen zu. Dieſer ſuchte ſich von den gegen ihn erhobenen Anſchuldigungen zu reinigen. Haſtings, der Geld und keine Entſchuldigungen brauchte, nahm, ohne ſich durch die gewöhnlichen Kunſtgriffe der öſtlichen Diplomatie irre machen zu laſſen, den Rajah feſt. Zwei Compagnien Sepoys bewachten ihn.

Haſtings zeigte in dieſem raſchen Verfahren nicht ſein gewöhnliches gutes Urtheil. Er kannte von der indiſchen Bevölkerung nur die Bengaleſen, nicht die Stämme der obern Provinzen, die einen kräftigen Menſchenſchlag erzeugen. Der Rajah war populair, ſeine

Verwaltung war milde gewesen, die nationellen und religiösen Vorurtheile gegen die Britten waren besonders stark in der Mutterstadt des braminischen Aberglaubens. Hastings Maßregeln waren durch keine militairische Gewalt gestützt; eine handvoll Sepoys, vielleicht in Moorshedabad oder in der schwarzen Stadt von Calcutta hinreichend, genügte nicht in Benares. Die den Pallast umgebenden Straßen füllten sich mit einer unermeßlichen Menschenmenge, deren größter Theil unter Waffen war. Der Tumult wurde zum Gefecht und dies zum Gemezzel. Die englischen Offizicre leisteten einen verzweifelten Widerstand und fielen, den Degen in der Faust. Die Sepoys wurden niedergehauen, die Thore des Pallastes gesprengt. Der gefangene Fürst, während des Tumultes außer Acht gelassen, entschlüpfte durch einen unbewachten Ausgang, der zu dem steilen Ufer des Ganges führte, von dem er sich, vermittelst eines aus den Turbanen seiner Diener gedrehten Strickes zu einem dort vorgefundenen Boote herabließ, was ihn auf die andere Seite des Stromes brachte. Hatte sich Hastings durch einen unvorsichtigen Gebrauch seiner Gewaltin eine schwierige Lage versetzt, so wußte er sich mit mehr als gewöhnlicher Geschicklichkeit aus derselben zu ziehen. Er hatte nur 50 Mann bei sich, das Gebäude, in dem er seine Residenz aufgeschlagen, war von allen Seiten blokirt, er blieb unerschüttert, ja er würdigte die Entschuldigungen und Vorstellungen, die der Rajah ihm von dem anderen Ufer des Flusses machen ließ, nicht einmal einer Antwort. Es fanden sich einige Leute, die es unternahmen, sich durch das Gedränge zu den nächsten englischen Cantonnements mit den Depeschen des Gouverneurs durch zu schleichen. Die Weise, wie sie ihr Geschäft ausführten, ist sonderbar genug, um hier angeführt zu

werden. Es ist Sitte der Indier, sich mit großen Ohrringen zu behängen, die sie auf Reisen, damit der Schmuck nicht Räuber versuche, durch Papierröllchen, welche die Ohrlöcher sich zu zuschließen verhindern, ersetzen. So beförderte denn auch Hastings in den Ohren seiner Boten seine Briefe, die nicht allein an die Truppenbefehlshaber, sondern auch an seine Gattin, die er über seine Lage beruhigte, und an seinen Gesandten bei den Mahratten, der Instructionen bedurfte, gerichtet waren. So sehr blieb er unter den mißlichsten Umständen bei kaltem Blute und Herr seiner selbst.

Die Sachen sollten sich indessen noch übler gestalten. Ein brittischer Offizier von mehr Muth als Urtheil und begierig, sich auszuzeichnen, machte einen Angriff auf die Insurgenten jenseit des Flusses, verwickelte sich mit seinen Leuten in den engen Straßen, wo er endlich mit all' den Seinigen der wüthenden Menge unterlag. Dies Ereigniß hatte den Erfolg, welchen jede Schlappe der Engländer in Indien von jeher gehabt hat. Hundert Meilen in die Runde gerieth das Volk in Bewegung, der ganze District von Benares griff zu den Waffen, die Felder wurden von den Landleuten, die zur Vertheidigung ihres Fürsten eilten, verlassen. Die Anstellung verbreitete sich bis nach Ude. Das unterdrückte Volk jener Provinzen stand gegen den Nabob Vezier auf, verweigerte seine Abgaben zu bezahlen und verjagte die Steuerbeamten. Sogar Bahar war reif zur Revolte. Cheyte Sings Hoffnungen stiegen. Statt noch ferner im Styl eines demüthigen Vasallen zu reden, nahm er die Sprache eines Eroberers an und drohte die weißen Eindringlinge aus dem Lande zu peitschen. Doch schon hatten die englischen Truppen sich zusammengezogen. Nicht die Offiziere allein, auch die Privatleute hingen

mit Begeisterung am Gouverneur; man flog ihm zu Hülfe mit sonst nie gezeigter Eile. Major Pogham übernahm das Commando, die zusammengelaufenen Schaaren des Rajah wurden zerstreut, seine Festungen erstürmt. In wenigen Stunden hatten an 30,000 Mann ihre Fahnen verlassen und waren zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückgekehrt. Der unglückliche Fürst floh für immer aus seinem Lande, das mit den brittischen Besitzungen vereinigt wurde; sein nomineller Nachfolger war nichts, als ein Pensionair der Compagnie.

Diese Revolution vermehrte die Einkünfte der Regierung um jährlich 200,000 Pfd., wenn schon der unmittelbare Ertrag unter der Erwartung blieb. Cheyte Sings Schatz nämlich, den man zu einer Million angegeben, betrug nicht den vierten Theil. Er wurde unter das Heer vertheilt. Dieser Täuschung mag es zuzuschreiben sein, daß Hastings in Ude strenger verfuhr, als es sonst wohl geschehen wäre. Sujah-Dowlah war längst todt und sein Sohn und Nachfolger Asaph-ul-Dowlah zeichnete sich — selbst unter seinen östlichen Kollegen — durch seine Schwäche aus. Sein Leben theilte sich in Ruhe der stumpfsten und Wollust der niedrigsten Art. Gränzenlose Verschwendung herrschte an seinem Hofe, Elend und Unterdrückung in seinen Besitzungen. Die geschickte Manipulation der Britten hatte ihn unerwartet um seine Unabhängigkeit gebracht, er war ein Vasall der Kompagnie geworden, den nur eine englische Brigade gegen den Angriff seiner ihn verachtenden Nachbarn und die Rache seiner ihn verabscheuenden Unterthanen schützte. Diese Brigade bezahlte und unterhielt er, doch beklagte er sich bald über eine solche Bürde. Seine Einkünfte, sagte er, verringerten sich, er könne die Kosten des eingegangenen Arrangements

nicht länger tragen. Haſtings lieh dieſen Vorſtellungen kein Ohr. Der Vezier habe um Truppen angehalten, die man ihm geſtellt. Wie lange ſie in Ude bleiben ſollten, ſei im Traktat nicht beſtimmt. Die contrahirenden Parteien müßten ſich darüber verſtändigen und da dieſe ſich nicht einigen konnten, mußte freilich der Stärkſte entſcheiden. Auch meinte Haſtings, Ude werde nach Entfernung der engliſchen Truppen eine Beute der Anarchie und durch die Mahratten überſchwemmt werden. Er gab den bedrängten Zuſtand der Finanzen von Ude zu, allein er behauptete nicht mit Unrecht, daß dieſe Bedrängniß nur Aſaph-ul-Dowlahs Unfähigkeit und Laſtern zuzuſchreiben ſei. Die einzige Folge davon, daß die Truppen weniger bekämen, würde ſein, daß Aſaphs Favoriten hinfort mehr erhielten.

Haſtings wollte, nachdem er die Angelegenheiten in Benares geordnet, mit Aſaph-ul-Dowlah in Lucknow zuſammenkommen, doch eilte ihm die unterwürfige Höflichkeit des Nabob-Beziers zuvor. Mit geringer Begleitung ging er dem General-Gouverneur entgegen, und ſo ſahen ſie ſich in jener Feſtung, die von dem Kamme des jähen Felſens von Chunar auf die Wellen des Ganges ſchaut. Die Unterhandlung ſchien faſt nicht zu einem glücklichen Ende gelangen zu können. Haſtings bedurfte eine außerordentliche Aushülfeſumme, Aſaph-ul-Dowlah forderte Nachlaß von dem, was er bereits ſchuldete. Bei einer ſolchen Verſchiedenheit der Zwecke blieb nur eine Auskunft übrig — einen Dritten zahlen zu laſſen, der ſich denn auch und zwar unter den Verwandten der einen Partei fand.

Die Mutter des verſtorbenen Nabobs und ſein Weib, die Mutter des gegenwärtigen Nabobs, bekannt unter dem Namen der Begums, d. i. der Prinzeſſinnen

von Ude, hatten einen großen Einfluß auf Sujah-Dowlah gehabt, und waren bei seinem Tode im Besitz einer glänzenden Dotation geblieben. Die Domainen, aus denen sie ihre Renten bezogen und deren Verwaltung sie hatten, waren sehr ausgedehnt. Der Schatz des verstorbenen Nabobs, der auf 3 Million Pfund betragen sollte, war in ihren Händen. Sie wohnten noch in seinem Lieblingspallast in Lyzabad (die schöne Wohnung), während Asaph-ul-Dowlah in dem prächtigen Lucknow Hof hielt, welches er für sich selbst an den Ufern des Goomti erbaut und mit orientalischem Pomp ausgeschmückt hatte. Asaph hatte bereits von seiner Mutter beträchtliche Summen erpreßt und diese endlich an die Engländer um Schutz gebeten. Ein Vertrag war zu Stande gekommen, kraft dessen sie sich zur fernern Unterstützung ihres Sohnes, er aber zur Respectirung ihrer Rechte anheischig machte. Der Gouverneur von Bengalen hatte die Garantie dieses Vertrages übernommen. Doch die Zeiten hatten sich geändert, man brauchte Geld, der Garant selbst schämte sich nicht, zum Raube zu ermuntern. Auch war Hastings wegen des Vorwandes, den man bedurfte, nicht verlegen; hatte doch die Insurrection in Benares Unruhen in Ude veranlaßt, die man dem Einfluß der Prinzessinnen beimessen konnte! Zwar gab es dafür keinen Beweis, wenn nicht ein unbestimmtes Gerücht als Beweis gelten sollte, es wurde den Angeklagten keine Anklage mitgetheilt, sie durften sich nicht vertheidigen, da es in diesem Falle um einen Vorwand für Plünderung übel ausgesehen hatte. Durch Confiscation auf dem kürzesten Wege — so kam man überein — sollten die edlen Frauen zum besten der Compagnie ihrer Habe beraubt werden und so die Ansprüche des Gouverneurs an Ude getilgt

werden. Assaph-ul-Dowlah war während der Zusammenkunft mit dem englischen Staatsmann vollständig unterjocht durch die helle und gebietende Einsicht des letztern, aber sie hatten sich kaum getrennt, als das Nachdenken über das, worein er sich eingelassen, ihm kam. So verderbt er war, vermochte er doch dem Flehen seiner Mutter und Großmutter nicht zu widerstehen, um so weniger, da selbst die englischen Agenten in Lucknow vor den zu ergreifenden Maaßregeln zurückschraken. Doch der Gouverneur war unerbittlich. Er schrieb dem Residenten in den schärfsten Ausdrücken, daß, wenn die einmal beliebte Spoliation nicht alsbald zur Ausführung käme, er sich selbst nach Lucknow begeben und das, was schwache Gemüther nicht auf sich nehmen wollten, durchführen werde. Der so gedrängte Resident begab sich zum Nabob und bestand auf der sofortigen Ausführung des Tractats von Chunar, und Assaph-ul-Dowlah gab nach, jedoch mit der feierlichen Erklärung, daß er nur der Gewalt weiche. Die Ländereien wurden demgemäß im Beschlag genommen, schwieriger war es, sich des Schatzes zu bemächtigen. Man mußte Gewalt brauchen. Ein Truppencorps der Compagnie marschirte nach Fyzabad und forcirte die Thore des Pallastes; die Prinzessinnen wurden in ihren Gemächern eingesperrt, und da auch dies nichts half, wandte man Mittel an, deren man sich selbst nach dem Verlauf einer so langen Zwischenzeit nicht ohne Schaam erinnern kann. Sujah-Dowlah hatte seiner Wittwe zwei Verschnittene, die bei ihm in besonderer Gunst standen, hinterlassen. Diese wurden auf Befehl des brittischen Gouverneurs ergriffen, eingekerkert, in Eisen geschlagen und fast zu Tode gehungert, um so Zugang zu dem Golde der Prinzessinnen zu erlangen.

Zwei Monate hielten sie aus, dann baten sie um Erlaubniß, sich im Garten ihres Gefängnisses einige Bewegung machen zu dürfen. Es wurde ihnen abgeschlagen. Doch war dies noch nicht das Schlimmste. Der englische Gouverneur beschloß, die Unglücklichen der Tortur zu überliefern, und ließ sie deshalb nach Lucknow bringen. Welchen Schrecken sie dort preisgegeben wurden, kann nur errathen werden, doch befindet sich im Archiv des Parlaments folgender von einem brittischen Residenten an einen brittischen Soldaten geschriebener Brief: „Sir, da der Nabob beschlossen hat, körperliche Strafe über die beiden Ihrer Obhut anvertrauten Gefangenen zu verhängen, ist es zu wünschen, daß man seinen Offizieren, wenn sie erscheinen, freien Eingang gestattet und sie nach ihren Gutdünken verfahren läßt."

Während diese Barbareien in Lucknow geschahen, befanden sich die Begums zu Fyzabad in Haft, wo die Nahrungsmittel nur so dürftig in ihre Gemächer gelangten, daß ihre Dienerschaft fast verhungerte. Monat auf Monat währte diese Grausamkeit fort, bis endlich nach Erpressung von 1,200,000 Pfund Hastings die Kasse seiner Opfer erschöpft glaubte. Nun wurden auch die Elenden, die man in Lucknow festhielt, freigelassen. Selbst ihre Kerkermeister wurden gerührt, durch die ausschweifende Freude, welche die Armen bei Wiedererlangung ihrer Freiheit zeigten.

Doch vergessen wir Impeys Benehmen bei dieser Gelegenheit nicht! Es schien etwas Lockendes für ihn zu sein, was da in Lucknow vor sich ging. Er eilte dorthin so schnell, als Relais von Palankinträgern ihn bringen konnten. Eine Masse von Leuten mit schon niedergeschriebnen Aussagen gegen die Begums kam

ihm entgegen; zwar konnte er diese Aussagen, die größtentheils persisch oder indisch abgefaßt waren, nicht lesen und einen Dollmetscher hatte er nicht, dennoch schob er diesen Zeugen den Eid mit solcher Eile zu, daß er sie nicht einmal fragte, ob sie das, was sie beschwören sollten, auch gelesen hätten? Dies Geschäft geendigt, eilte er zu seinen Terminalsitzungen nach Calcutta zurück, was er gar nicht zu verlassen gebraucht hätte, da er weder die Befugniß, in Ude begangene Verbrechen zu untersuchen hatte, noch das Recht, die Begums zu verhören. Nichts anders konnte der Zweck seiner Reise sein, als dem Verbrechen derjenigen, die ihn erkauft, auf irgend eine Weise, wäre es auch die unregelmäßigste, seine Sanction zu geben und einer ungeordneten, von ihm nicht gesichteten, ja nicht gelesenen Masse von Zeugnissen durch seine Unterschrift eine Autorität zu verleihen, die sie nimmermehr ansprechen konnte.

Doch es nahte die Zeit, daß er der Robe, die er entehrte, entkleidet werden sollte. Der Zustand Indiens hatte die Aufmerksamkeit des Parlaments erregt, welches gegen den Schluß des amerikanischen Krieges zwei Commissionen zur Untersuchung der östlichen Angelegenheiten niedersetzte. Den einen dieser Ausschüsse leitete Burke, an der Spitze des andern stand der gewandte aber versatile Heinrich Dundas, nachmals Lord-Advocat von Schottland. Trotz der großen Veränderungen, die seitdem stattgefunden, sind doch noch immer die Berichte interessant, die damals, die beiden Commitee's erstatteten.

Es gab damals noch keine Verbindung zwischen der Compagnie und einer der großen Parteien im Staate. Die Minister hatten kein Interesse, Mißbräuche im Osten in Schutz zu nehmen, es mußte ihnen im

Gegentheil daran gelegen sein, durch Aufdeckung der herrschenden Mißbräuche, sich selbst in den Besitz eines so weitreichenden Patronats und der Herrschaft im brittischen Ostindien zu setzen. Das Votum der Gemeinen über die beiden erstatteten Berichte athmete daher eine heftige Indignation. Verschiedne von Hastings Maaßregeln wurden schonungslos getadelt, besonders der Rohillaskrieg, ja es wurde auf Dundas Motion beschlossen, die Compagnie sollte den General-Gouverneur zurückberufen, der Unglück über Indien, Schande dem brittischen Namen gebracht. Der Handel, den er mit dem Oberrichter geschlossen, wurde in den stärksten Ausdrükken verdammt, und eine Adresse an den König beliebt, ihn um die Zurückberufung Impeys, der wegen seines Mißbenehmens zur Verantwortung zu ziehen sei, zu bitten.

Impey wurde durch ein Schreiben des Staats-Secretairs zurückberufen, aber die Besitzer der India-Stocks waren herzhaft genug, Hastings nicht entlassen zu wollen, und es ging die Resolution, die sie annahmen, dahin, daß ihnen das Recht zur Ernennung und Absetzung des Gouverneurs gesetzlich zustehe und daß sie nicht verbunden seien, die Anordnungen eines einzelnen Zweiges der Legislatur in Bezug auf solche Ein- oder Absetzung zu berücksichtigen.

So unterstützt blieb Hastings bis zum Frühjahr 1785 auf seinem Posten. Seine so ereignißreiche und stürmische Verwaltung endigte in fast-völliger Ruhe. Die Opposition im Rath hatte aufgehört, Indien war beruhigt, der Mahrattenkrieg geendigt, Hyder todt; vermöge eines mit seinem Sohne Tippo abgeschlossenen Vertrages war Carnatik von den Truppen von Mysore geräumt. England sah nach Beendigung des amerika-

nischen Krieges keinen Feind oder Nebenbuhler in den östlichen Seen mehr.

Betrachtet man Hastings Verwaltung im Ganzen, so contrastiren große Verbrechen mit großen Verdiensten. England war durch eine furchtbare Krisis gegangen. Zwar hatte es seinen Rang unter den Mächten Europa's behauptet, dennoch hatte es in allen Welttheilen — einen ausgenommen — Verluste erlitten. Nur dort, wo Hastings die brittische Interessen vertrat, war Nichts eingebüßt worden, ja trotz aller Anstrengungen europäischer und asiatischer Feinde hatte England hier gewonnen. Benares war unterworfen, der Nabob-Vezier lehnspflichtig geworden; daß der englische Einfluß sich also ausgedehnt, noch mehr, daß Fort Georg und William nicht in feindliche Hände gefallen, war, wenn man dem allgemeinen Ausspruch der Engländer in Indien trauen will, nur Hastings Gewandtheit und Entschlossenheit zu danken. Seine Verwaltung der innern Angelegenheiten macht ihn bei all' ihren Schattenseiten zu einem der eminentesten Männer der englischen Geschichte. Er löste das doppelte Gouvernement auf, übergab die Leitung der Angelegenheiten englischen Händen, und schuf aus einer schrecklichen Anarchie eine (wenn auch noch rohe) Ordnung. Die ganze Organisation, vermöge welcher in einem Lande, nicht kleiner als Ludwig's XVI. oder Joseph's II. Besitzungen Recht gesprochen, Steuer erhoben, Ruhe und Friede erhalten wurde, war von ihm geschaffen und in den Gang gebracht. Zwar bedarf dieses System auch noch jetzt Verbesserungen, aber wer da bedenkt, was es heißt, zuerst die ganze Maschienerie einer so ausgedehnten und verwikkelten Regierung zu construiren, muß zugeben, daß, was Hastings gethan, hohe Bewunderung verdient. Sein

Ruhm steigt noch höher, wenn man erwägt, daß er, nicht zum Staatsmann erzogen, aus der Schule in ein Handelshaus kam und in der ersten Blüthe seines Mannesalters, fern von aller intelligentern Gesellschaft, lange nur als commercieller Agent beschäftigt wurde. Rechnen wir hinzu, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch seine Gehülfen und Werkzeuge bilden mußte! Gehindert durch Befehle aus der Heimath, durch eine feindselige Majorität im Rathe, hielt er das Reich dennoch aufrecht gegen eine furchtbare Combination auswärtiger Feinde, während er zugleich dessen innere Organisation vollendete. Aber Hastings Gemüth war jeder Prüfung gewachsen; nicht sanft, aber gelassen, schnellen und kräftigen Geistes, wohnte ihm doch eine Langmuth bei, so ausdauernd, daß sie zuweilen fast der Geduld der Einfalt glich. Er scheint bittern und nachhaltigen Grolls fähig gewesen zu sein, aber dieser Groll verleitete ihn so selten zu Mißgriffen, daß selbst seine Rache für Politik gelten konnte. Dieser Gleichmuth war es, der ihn immer über den ganzen Umfang seiner mannigfaltigen Anlagen gebieten ließ. Keine Gefahr, kein Hinderniß verwirrte ihn. Für jede Schwierigkeit hatte er ein Hülfsmittel bereit, und was man auch über die Gerechtigkeit und Menschlichkeit mancher dieser Hülfsmittel denke, so ist es doch gewiß, daß er nur selten das nicht erreichte, was er mit ihnen bezweckte. Die Gabe der politischen Controverse — so nothwendig in seinen Verhältnissen — besaß er im höchsten Maaße. Wie der englische Staatsmann im Lande sprechen, muß er im Osten schreiben können. Wird er dort vorzüglich nach seinen Reden beurtheilt, so geben hier seine Briefe und Berichte den Maaßstab für seine Fähigkeiten. Unter den vielen Beamten der Compagnie, die sich durch

ihre Depeschen ausgezeichnet, steht Hastings als einer der Ersten da. Er drückte der offiziellen Correspondenz Indiens den Stempel auf, den sie noch heute trägt. Er hatte es mit keinem gewöhnlichen Antaganisten zu thun, aber selbst der nachtragende Francis war aufrichtig genug, den Kampf mit Hastings als einen zur Niederlage führenden zu bezeichnen. In der That war das Talent des Gouverneurs, einen Fall, den man nicht verstehen sollte, zu verwirren, so wie den, welche er verstanden wissen wollte, in das hellste Licht zu setzen, nicht gemein.

Hier vielleicht schließt sich am besten eine rühmliche Erwähnung dessen an, was Hastings zur Beförderung liberaler Studien und wissenschaftlicher Forschung gethan. Großmüthig unterstützte er Reisen, Versuche, litterarische Bekanntmachungen, und hätte ihn auch die Verbreitung der Intelligenz des Westens im Osten mehr angelegen sein sollen, so kann man doch hohe Achtung einem Mann nicht verweigern, der, weggenommen vom Contobuch, um ein Reich zu regieren, erdrückt von Geschäften, umringt von eben so beschäftigten Leuten und durch tausend andre Verbindungen von allem litterarischen Verkehr getrennt, durch Beispiel und Freigebigkeit der Wissenschaft so vielfache Aufmunterung gewährte. Ein tiefer Kenner des Persischen und Arabischen, verstand Hastings zwar nicht selbst Sanskrit, beförderte aber dessen Studium auf alle Weise; die asiatische Gesellschaft entstand unter seinem Schutz, und wählte auf seine Andeutung William Jones zu ihrem Präsidenten. Doch der Hauptvortheil, den die Beflissenen orientalischer Litteratur seinem Patronat verdanken, ist, daß er das Mißtrauen endigte, welches die Pendits von Bengalen gegen die Versuche der Fremden,

in die im heiligen Dialekt verschlossenen Geheimnisse einzudringen, hegten. Er war der erste fremde Herrscher, welcher das Vertrauen der indischen Priesterkaste gewann und sie vermochte, ihren englischen Schülern die Geheimnisse brahminischer Theologie und Jurisprudenz zu eröffnen.

Die Gabe, Menschen an sich zu fesseln, wohnte Hastings in hohem Grade bei. Ein Andrer wäre vielleicht bei den Engländern beliebt gewesen, aber nicht bei den Eingebornen, oder umgekehrt; er besaß die Anhänglichkeit beider auf gleiche Weise. Die Beamten waren ihm nicht treuer als das Heer, ja dieses hing an ihm mit einer Liebe, wie wenige Feldherren es von sich rühmen gekonnt, er durfte in seinen Streitigkeiten mit ausgezeichneten Militairpersonen auf den Soldaten zählen, und während er so über die Herzen seiner Landsleute herrschte, genoß er bei den Eingebornen einer Popularität, die andre Gouverneurs vielleicht mehr verdient, gewiß aber nicht genossen haben. Wie er mit ihren Sitten und Gebräuchen vertraut war, redete er ihre Dialekte, mit Gewandtheit und Präcision. Was er bei einer oder zwei Gelegenheiten, wo er aus Ueberlegung ihre Ansichten hintansetzte, an ihrer Liebe verlor, gewann er an ihrer Achtung. Im Allgemeinen jedoch vermied er Alles, wodurch er ihren nationellen und religiösen Vorurtheilen Anstoß geben konnte. So mangelhaft seine Polizei noch war, so schwer die Bürde, die er dem Lande auflegen mußte, konnten sich doch die ältesten Leute keiner Zeit erinnern von gleicher Sicherheit und gleichem Glück. Es war das erstemal, daß man eine Regierung den Raub unterdrücken und nicht selbst üben sah. Dazu nehme man Hastings beständiges Glück, die Art, wie er jede Schwierigkeit überwand,

die Pracht, welche er zu Zeiten entfaltete, und es ist kein Wunder mehr, daß er ein Volk blendete, was in so mancher Hinsicht noch Kind ist, und daß es noch heute, nach mehr als 50 Jahren, von ihm als den größten aller Britten spricht.

Hastings — man darf es behaupten — war uneigennützig; bei allen Gewaltschritten, von denen wir berichtet, fiel für ihn selber Nichts ab, hätt' er an sich selber denken wollen, er hätte im Laufe von 13 Jahren mehr als 3 Millionen Pfund zusammenbringen und den Glanz von Carltonhouse oder des Palais-Royal verdunkeln mögen. Er brachte ein Vermögen in die Heimath zurück, wie es von einem Manne zu erwarten war, der ohne Bedacht auf Erwerb so lange in seiner Stellung gewesen war. Weniger bedenklich soll seine Gattin gewesen sein, der man nachsagt, daß sie Geschenke sehr bereitwillig empfangen und so einen auf mehrere Lacks Rupien sich belaufenden Schatz zusammengebracht habe.

Hastings bereitete sich endlich, Indien zu verlassen. In manchen Zeichen that sich kund, wie hoch die ihn hielten, die er so lange beherrscht. Von allen Orten gingen Adressen an ihn ein, von Asiaten und Europäern, Kaufleuten, Civil- und Militairbeamten. Man gab ihm, als er sich einschiffte, ein feierliches Geleite, ja mehrere Barken, die ihn den Fluß hinabbegleiteten, verließen ihn nicht eher, bis die Küste Bengalens ihnen aus dem Gesichte zu verschwinden begann.

Von seiner Reise ist wenig bekannt, außer daß er sich mit Lektüre und eigenen Productionen, unter denen sich auch eine gefällige Nachahmung von Horazens **Otium divos rogat** befindet, beschäftigte. Die Reise, die für jene Zeit schleunig genug ging, dauerte ungefähr

in die im heiligen Dialekt verschlossenen Geheimnisse einzudringen, hegten. Er war der erste fremde Herrscher, welcher das Vertrauen der indischen Priesterkaste gewann und sie vermochte, ihren englischen Schülern die Geheimnisse brahminischer Theologie und Jurisprudenz zu eröffnen.

Die Gabe, Menschen an sich zu fesseln, wohnte Hastings in hohem Grade bei. Ein Andrer wäre vielleicht bei den Engländern beliebt gewesen, aber nicht bei den Eingebornen, oder umgekehrt; er besaß die Anhänglichkeit beider auf gleiche Weise. Die Beamten waren ihm nicht treuer als das Heer, ja dieses hing an ihm mit einer Liebe, wie wenige Feldherren es von sich rühmen gekonnt, er durfte in seinen Streitigkeiten mit ausgezeichneten Militairpersonen auf den Soldaten zählen, und während er so über die Herzen seiner Landsleute herrschte, genoß er bei den Eingebornen einer Popularität, die andre Gouverneurs vielleicht mehr verdient, gewiß aber nicht genossen haben. Wie er mit ihren Sitten und Gebräuchen vertraut war, redete er ihre Dialekte, mit Gewandtheit und Präcision. Was er bei einer oder zwei Gelegenheiten, wo er aus Ueberlegung ihre Ansichten hintansetzte, an ihrer Liebe verlor, gewann er an ihrer Achtung. Im Allgemeinen jedoch vermied er Alles, wodurch er ihren nationellen und religiösen Vorurtheilen Anstoß geben konnte. So mangelhaft seine Polizei noch war, so schwer die Bürde, die er dem Lande auflegen mußte, konnten sich doch die ältesten Leute keiner Zeit erinnern von gleicher Sicherheit und gleichem Glück. Es war das erstemal, daß man eine Regierung den Raub unterdrücken und nicht selbst üben sah. Dazu nehme man Hastings beständiges Glück, die Art, wie er jede Schwierigkeit überwand,

präſentativſyſtems, der Kampf der Partheien, die Künſte der Debatte, der Einfluß der Preſſe, ſind ihm verwirrende Neuigkeiten. Sein Geiſt ſelbſt täuſcht ihn und er ſtrauchelt aus Gewandtheit. Je correcter ſeine Maximen ſind, angewandt auf den Zuſtand der Geſellſchaft, an die er gewohnt iſt, deſto gewiſſer leiten ſie ihn hier irre. Das war Haſtings Fall. In Indien hatte er ſchlechte Karten, aber, Meiſter des Spiels, gewann er jeden Satz, in England hatte er das vortrefflichſte Spiel, allein er wußte ſeine Karten nicht zu gebrauchen; ſeine eignen Fehlgriffe brachten ihn an den Rand des Verderbens; hinter dieſen Fehlgriffen war vielleicht die Wahl ſeines Vertheidigers der gewaltigſte. Er vertraute ſich einem gewiſſen Major Scott, der in der bengaliſchen Armee gedient hatte, aber einem ſolchen Auftrage keineswegs gewachſen war. Haſtings hatte ihn bereits früher als ſeinen Agenten in England gebraucht und ſoll die Dienſte dieſes Mannes mit außerordentlicher Munificenz belohnt haben. Der Major hatte einen Sitz im Unterhaus erhalten, wo er für Haſtings Beauftragten geltend, ohne alle Bedeutung war. Dann fehlte ihm jedes Talent, um ſich auf irgend eine Weiſe Gehör zu verſchaffen. Stets in Bewegung, machte er ſich läſtig, indem er ewig daſſelbe Thema: die Ungerechtigkeit, die man Haſtings Verdienſten erweiſe, abhandelte. Das Parlament war nicht der einzige Schauplatz dieſer Thätigkeit. Kaum verging ein Tag, daß nicht die Zeitungen irgend einen ſchwülſtigen, Bengalensis oder Asiaticus unterzeichneten Artikel aus der Feder des Majors brachten, kein Monat, in dem er nicht ein dickes Pamphlet edirte, wobei denn ſeine Autorſchaft niemals ein Geheimniß blieb.

Trotz dieſer unglücklichen Wahl indeſſen, war doch

im Ganzen die Lage der Dinge günstig für Hastings. Der König war auf seiner Seite, die Beamten der Compagnie nahmen sich mit Eifer seiner Sache an, unter den Staatsmännern hatte er Freunde, wie die Lords Mansfield und Lansdowne. Die Minister hielt man dem Ex-Gouverneur geneigt. Sie, die ihre Macht dem Aufruhr, den Fox India Bill erregt hatte, verdankten, konnten Hastings nicht wohl sinken lassen. Die Urheber jener Bill, als sie anerkannte Rechte angriffen und eine der Constitution unbekannte Macht gründen wollten, hatten sich auf Hastings Verbrechen berufen und gesagt, daß so außerordentliche Fälle außerordentliche Maaßregeln erheischten. Was konnten die Männer, welche durch ihren Widerstand gegen die Bill an die Spitze der Geschäfte gelangt waren, anders thun, als jene Uebel als geringfügig darstellen? In der That nahm der Lordkanzler Thurlow sich Hastings mit fast ungeziemender Heftigkeit an. Pitt, obschon er Manches in dem Regierungssysteme Indiens getadelt, hatte sich doch sorgfältig gehütet, irgend etwas gegen den letzten General-Gouverneur zu äußern, ja der junge Minister hatte sogar seine hohe Bewunderung für Hastings gegen Major Scott ausgesprochen. Nur die in den Büchern des Unterhauses enthaltene Censur hindere es, einen so hoch verdienten Mann zu belohnen, aber so ungerecht jene Resolution, dürfe ein Minister dem Könige rathen, den auszuzeichnen, gegen den sie gerichtet sei? Diesem Umstand allein soll es zuzuschreiben sein, daß Hastings nicht zum Pair erhoben wurde, selbst Dundas, der einzige im Ministerium, der Antheil an der Hastings treffenden Resolution gehabt, war nicht zu fürchten. Es waren, seit er jener Committee für die indischen Angelegenheiten präsidirt, große Veränderungen eingetreten,

er befand ſich unter neuen Verbündeten, nährte andre Hoffnungen und Beſtändigkeit hatte nie zu ſeinen Tugenden gehört.

Haſtings konnte daher von dem Miniſterium mit Grund Unterſtützung erwarten und das Miniſterium war mächtig. Die Oppoſition, obwohl bedeutend durch das Anſehn und den Reichthum einiger, wie durch das hohe Talent andrer ihrer Mitglieder, war doch ſchwach an Zahl und dem Lande verhaßt. Auch mochte ſie nicht beſonders geneigt ſein, ſich auf ein ſo mißliches Unternehmen, als die Anklage eines General-Gouverneur's von Indien, einzulaſſen. Solch' eine Klage mußte Jahre dauern und den Führern der Oppoſition eine Laſt von unendlicher Arbeit aufladen, ohne daß dadurch in dem großen politiſchen Spiel irgend etwas entſchieden wurde. Die Anhänger der Coalition waren alſo geneigter, Haſtings zu ſchmähen, als ihn zu verfolgen — doch ſo ſehr man ſchmähen mochte, es wäre von geringer Wichtigkeit geweſen, wären nicht zwei Männer geweſen — Francis und Burke. Francis war vor Kurzem in's Unterhaus getreten, wo er ſich bald durch Emſigkeit auszeichnete. Zwar fehlte ihm Geläufigkeit des Vortrags, doch drückte er ſich hin und wieder mit einer Energie und einem Anſtand aus, die des größten Redners würdig geweſen wären. Weder der Verlauf der Zeit noch der Wechſel der Scene hatten den tiefen Groll mindern können, den er gegen Haſtings aus dem Oſten zurückgebracht. Noch heftiger, wenn auch reiner, war Burke's Eifer. Leute, die Burke nicht begriffen, haben dieſem Eifer die ſchlechteſten Motive untergelegt. Das müßige Geſchichtchen, daß er eine perſönliche Beleidigung zu rächen gehabt, iſt endlich aufgegeben worden. Andre behaupten, er habe ſich durch Patheigeiſt beſtimmen laſſen

er habe den Sturz der Coalition nicht vergessen können, den er dem Einwirken der indischen Interessen, an deren Spitze Hastings stand, zugeschrieben. Aber die Feindschaft zwischen Burke und Hastings, wie sie lange vor der Coalition begonnen, dauerte fort, als Burke die festeste Stütze derer geworden war, welche die Coalition gestürzt. Sie begann, als Burke in Verbindung mit Fox den steigenden Einfluß der Krone bekämpfte und auf Frieden mit Amerika drang, und sie hörte nicht auf, als er, Fox entfremdet und mit den Gunstbezeugungen der Krone überhäuft, einen Kreuzzug gegen die Revolution predigend, starb. Die Wahrheit ist, daß Hastings sich Verbrechen zu Schulden kommen lassen, die Burke's Blut in Wallung brachten, denn es war in ihm ein Mitgefühl für Leidende und ein Haß gegen Unterdrückung so stark, als sie nur in einem Las-Casas sein konnten.

Burke besaß eine Kenntniß von Indien, wie selbst Europäer, die Jahre lang dort gehaust, sie selten haben und wie sie gewiß kein andrer Staatsmann hatte, der nie aus Europa gekommen war. Er hatte Ostindiens Geschichte, Gesetze und Sitten mit einem Eifer studirt, der selten mit gleichem Genie verbunden zu sein pflegt. Waren andre vielleicht eben so fleißig, brachten sie eben so großes Material zusammen, so wußten sie es doch nicht, wie er, zu verarbeiten. Sein Geist sichtete die wüste Masse, seine Imagination gab ihr Licht und Farbe. Aus Dunkelheit und Verwirrung ging unter seiner Hand eine reiche Folge geistreicher Theorien und lebendiger Gemälde hervor. Ihm wohnte im höchsten Grade jene edle Fähigkeit bei, kraft deren der Mensch gleicherweise in Vergangenheit und Zukunft, in der Entfernung, im Nicht-Realen lebt. Indien war ihm kein bloßer Name, kein leerer Schall, seine brennende Sonne, seine Palmen

und Cocosbäume, seine Reisfelder, die gewaltigen Bäume, älter als des Mogul's Reich, unter denen die Dorfbewohner sich versammeln, die prächtigen Moscheen, in denen der Iman, das Gesicht nach Mekka gewandt, betet, die Trommeln, die Banner, die Idole, die Frommen in ihren Uebungen, die reizenden Jungfrauen, wie sie den Krug auf dem Haupte zum Flußufer heruntersteigen, die schwarzen Gesichter, die langen Bärte, die Turbans, die wallenden Gewänder, die Speere und Silberstäbe, die Elephanten mit ihren Baldachinen, die Palankine der Fürsten, die geschlossenen Sänften der Frauen — das waren Gegenstände, unter denen er eben so gut gelebt hatte, als unter denen auf dem Wege von Beaconsfield nach St. James-Street. Ganz Indien lag vor dem Auge seines Geistes von der Halle an, wo Bittsteller ihrem Souverain Gold und Weihrauch zu Füßen legen, bis zu dem wilden Moor, wo das Zigeunerlager abgestochen wird, von den gleich Bienenkörben summenden Bazars bis zu den Sümpfen, in denen der durcheilende Courier sein Bündel von Eisenringen schüttelt, die Hyänen zu verscheuchen. Er hatte eine so lebendige Vorstellung von der Insurrection in Benares, als von Lord Gordons Aufruhr, von Nuncomars Execution als von Dr. Dodds Hinrichtung.

Hastings, wie gesagt, hatte sich einige Dinge zu Schulden kommen lassen, die nicht zu rechtfertigen waren und die in einem Gemüthe, wie Burke's, keine andre Folgen haben konnten, als die, welche sie in der That erzeugten. Seine Phantasie und Leidenschaft einmal erregt, trieben ihn über die Gränzen der Gerechtigkeit und gesunden Vernunft. Sein Verstand, so kräftig er war, wurde der Sklave des Gefühls, was er hätte leiten sollen. Seine Indignation, tugendhaft in ihrem

Ursprung, erhielt die Farbe des persönlichen Hasses, er sah keinen mildernden Umstand mehr, kein versöhnendes Verdienst. Dazu war seine Stimmung durch körperliche und geistige Leiden gereizt, da er sich, trotz des Bewußtseins seiner Talente und Tugenden, dürftig in seinem Alter und preisgegeben sah dem Haß eines entarteten Hofes und eines mißleiteten Volkes.

Es läßt sich bezweifeln, ob Francis persönlicher Groll oder Burke's edlerer Zorn eine äußerste Maaßregel gegen Hastings herbeigeführt hätten, wäre des Letztern Benehmen umsichtiger gewesen. Er mußte fühlen, daß er bei allem Verdienst nicht schuldlos war, er hätte mit einem ungehinderten Rückzug sich begnügen, nicht nach einem Triumphe streben sollen. Er und sein Agent hatten eine andre Ansicht. Sie waren begierig nach jener Auszeichnung, die ihrer Meinung nach, erfolgen mußte, sobald Burke's Angriff vorüber war. Sie beschlossen daher, ihn zu einem entscheidenden Gefecht zu zwingen — einen Feind, dem sie, wenn sie weise gewesen wären, eine goldne Brücke gebaut hätten.

Am ersten Tage der Sitzung des Jahres 1786 erinnerte Scott an Burke's Ankündigung vom vergangenen Jahre und fragte diesen, ob man im Ernst eine Anklage gegen den General-Gouverneur im Sinne habe? Eine solche Herausforderung ließ der Opposition keinen Ausweg: sie mußte entweder mit der Anklage hervortreten oder sich der Verläumdung bezüchtigen lassen. Hastings Administration war nicht so tadelfrei, noch die Parthei Norths und Foxens so schwach, um eine so kühne Herausforderung vernünftig nennen zu können. Die Führer der Opposition gaben die einzige Antwort, die sie mit Ehre geben konnten, die ganze Parthei war unwider-

rufslich genöthigt, in der Verfolgung der Anklage weiter zu ſchreiten.

Burke begann ſeine Operationen, indem er um Mittheilung der Actenſtücke anhielt, deren einige ihm von den Miniſtern verweigert wurden, wobei ſie ſich ſo ausließen, daß die Vermuthung, ſie werden Haſtings unterſtützen, immer mehr Raum gewann. Im April wurde die Anklage, die von Burke, obwohl mit großer Geſchicklichkeit, doch in etwas deklamatoriſchem Tone, abgefaßt war, auf die Tafel des Hauſes niedergelegt. Haſtings, dem man eine Abſchrift mittheilte, ward angedeutet, daß man ihn, falls er es wünſche, an der Barre des Hauſes hören werde. Das geſchah. Sicher würde eine eindringliche Rede ihm nützlich geweſen ſein, nicht ſo ſein abgeleſener Vortrag, der, wie geſchickt er auch abgefaßt ſein mochte, an einem Orte, wo man an extemporirte Beredtſamkeit gewöhnt war, wo täglich Fox und Pitt ſprachen, nur geringen Eindruck hervorbrachte; ſobald man ſich an der Geſtalt und dem Benehmen des Angeklagten ſatt geſehen, eilte man zur Tafel und Haſtings mochte ſeine Geſchichte den Schreibern des Hauſes weiter erzählen.

Nachdem alle einleitenden Maaßregeln eingehalten waren, trat Burke mit der Anklage wegen des Rohillakrieges hervor, welchen Punkt er mit großem Takte zur Eröffnung des Angriffs erwählt hatte, denn über jenen Krieg hatte ſich auf Dundas Motion das Haus bereits tadelnd ausgeſprochen. Dennoch erklärte Dundas, daß wenn er auch noch immer ſeiner frühern Meinung ſei, er doch Haſtings ſpätere Verdienſte für groß genug halte, einen vorhergegangenen Fehler auszulöſchen. Pitt, der nicht ſprach, votirte mit Dundas; Haſtings wurde mit 119 Stimmen gegen 67 losgeſprochen.

in die im heiligen Dialekt verschlossenen Geheimnisse einzudringen, hegten. Er war der erste fremde Herrscher, welcher das Vertrauen der indischen Priesterkaste gewann und sie vermochte, ihren englischen Schülern die Geheimnisse brahminischer Theologie und Jurisprudenz zu eröffnen.

Die Gabe, Menschen an sich zu fesseln, wohnte Hastings in hohem Grade bei. Ein Andrer wäre vielleicht bei den Engländern beliebt gewesen, aber nicht bei den Eingebornen, oder umgekehrt; er besaß die Anhänglichkeit beider auf gleiche Weise. Die Beamten waren ihm nicht treuer als das Heer, ja dieses hing an ihm mit einer Liebe, wie wenige Feldherren es von sich rühmen gekonnt, er durfte in seinen Streitigkeiten mit ausgezeichneten Militairpersonen auf den Soldaten zählen, und während er so über die Herzen seiner Landsleute herrschte, genoß er bei den Eingebornen einer Popularität, die andre Gouverneurs vielleicht mehr verdient, gewiß aber nicht genossen haben. Wie er mit ihren Sitten und Gebräuchen vertraut war, redete er ihre Dialekte, mit Gewandtheit und Präcision. Was er bei einer oder zwei Gelegenheiten, wo er aus Ueberlegung ihre Ansichten hintansetzte, an ihrer Liebe verlor, gewann er an ihrer Achtung. Im Allgemeinen jedoch vermied er Alles, wodurch er ihren nationellen und religiösen Vorurtheilen Anstoß geben konnte. So mangelhaft seine Polizei noch war, so schwer die Bürde, die er dem Lande auflegen mußte, konnten sich doch die ältesten Leute keiner Zeit erinnern von gleicher Sicherheit und gleichem Glück. Es war das erstemal, daß man eine Regierung den Raub unterdrücken und nicht selbst üben sah. Dazu nehme man Hastings beständiges Glück, die Art, wie er jede Schwierigkeit überwand,

die Pracht, welche er zu Zeiten entfaltete, und es ist kein Wunder mehr, daß er ein Volk blendete, was in so mancher Hinsicht noch Kind ist, und daß es noch heute, nach mehr als 50 Jahren, von ihm als den größten aller Britten spricht.

Hastings — man darf es behaupten — war uneigennützig; bei allen Gewaltschritten, von denen wir berichtet, fiel für ihn selber Nichts ab, hätt' er an sich selber denken wollen, er hätte im Laufe von 13 Jahren mehr als 3 Millionen Pfund zusammenbringen und den Glanz von Carltonhouse oder des Palais-Royal verdunkeln mögen. Er brachte ein Vermögen in die Heimath zurück, wie es von einem Manne zu erwarten war, der ohne Bedacht auf Erwerb so lange in seiner Stellung gewesen war. Weniger bedenklich soll seine Gattin gewesen sein, der man nachsagt, daß sie Geschenke sehr bereitwillig empfangen und so einen auf mehrere Lacks Rupien sich belaufenden Schatz zusammengebracht habe.

Hastings bereitete sich endlich, Indien zu verlassen. In manchen Zeichen that sich kund, wie hoch die ihn hielten, die er so lange beherrscht. Von allen Orten gingen Adressen an ihn ein, von Asiaten und Europäern, Kaufleuten, Civil- und Militairbeamten. Man gab ihm, als er sich einschiffte, ein feierliches Geleite, ja mehrere Barken, die ihn den Fluß hinabbegleiteten, verließen ihn nicht eher, bis die Küste Bengalens ihnen aus dem Gesichte zu verschwinden begann.

Von seiner Reise ist wenig bekannt, außer daß er sich mit Lektüre und eigenen Productionen, unter denen sich auch eine gefällige Nachahmung von Horazens **Otium divos rogat** befindet, beschäftigte. Die Reise, die für jene Zeit schleunig genug ging, dauerte ungefähr

4 Monat. Im Juni 1785 landete er in Plymouth, ging nach London, wo er sich am Hofe und in Leaderhall-Street zeigte und von dort mit seiner Gattin, die schon vor ihm zurückgekehrt war, nach Cheltenham. Er war mit seiner Aufnahme sehr zufrieden. Der König hatte ihn mit Auszeichnung behandelt, ebenso die Königin, obwohl man ihr bereits die Aufmerksamkeit, die sie seiner Gattin erwiesen, verdacht. Die Directoren bewillkommneten ihn in feierlicher Sitzung, wobei der Präsident ihm eine einhellig votirte Dankadresse übergab.

Hastings Sicherheit in dieser Zeit ist um so auffallender, als er bereits unterrichtet war von dem Angriff, der gegen ihn erfolgen sollte. Er war kaum in Plymouth, als Burke dem Unterhaus eine Motion in Betreff eines so eben aus Indien zurückkehrenden Gentlemens ankündigte; nur weil die Session bereits zu weit vorgerückt war, mochte man sich auf einen so weitschichtigen Gegenstand nicht mehr einlassen. Woher denn kam es, daß Hastings sich der Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, nicht bewußt wurde? hatte die Umsicht, die Gewandtheit, die ihn in Indien ausgezeichnet, ihn verlassen? war er nicht mehr derselbe, der über Francis und Nuncomar gesiegt, der den Nabob Vezier, der Impey zu seinen Werkzeugen gemacht, der Cheyte Sing abgesetzt und Hyder Ali vertrieben? Das nicht, aber, wie Grattan schön sagt, eine Eiche sollte in ihrem 50sten Jahre nicht mehr verpflanzt werden. Ein Mann, der England fast noch als Knabe verlassen und nach 30—40 in Indien verlebten Jahren zurückkehrt, wird trotz aller Talente doch finden, wie Manches zu lernen und zu vergessen er hat, eh er unter englischen Staatsmännern seinen Platz einnehmen darf. Das Getriebe des Re-

präsentativsystems, der Kampf der Partheien, die Künste der Debatte, der Einfluß der Presse, sind ihm verwirrende Neuigkeiten. Sein Geist selbst täuscht ihn und er strauchelt aus Gewandtheit. Je correcter seine Maximen sind, angewandt auf den Zustand der Gesellschaft, an die er gewohnt ist, desto gewisser leiten sie ihn hier irre. Das war Hastings Fall. In Indien hatte er schlechte Karten, aber, Meister des Spiels, gewann er jeden Satz, in England hatte er das vortrefflichste Spiel, allein er wußte seine Karten nicht zu gebrauchen; seine eignen Fehlgriffe brachten ihn an den Rand des Verderbens; hinter diesen Fehlgriffen war vielleicht die Wahl seines Vertheidigers der gewaltigste. Er vertraute sich einem gewissen Major Scott, der in der bengalischen Armee gedient hatte, aber einem solchen Auftrage keineswegs gewachsen war. Hastings hatte ihn bereits früher als seinen Agenten in England gebraucht und soll die Dienste dieses Mannes mit außerordentlicher Munificenz belohnt haben. Der Major hatte einen Sitz im Unterhaus erhalten, wo er für Hastings Beauftragten geltend, ohne alle Bedeutung war. Dann fehlte ihm jedes Talent, um sich auf irgend eine Weise Gehör zu verschaffen. Stets in Bewegung, machte er sich lästig, indem er ewig dasselbe Thema: die Ungerechtigkeit, die man Hastings Verdiensten erweise, abhandelte. Das Parlament war nicht der einzige Schauplatz dieser Thätigkeit. Kaum verging ein Tag, daß nicht die Zeitungen irgend einen schwülstigen, Bengalensis oder Asiaticus unterzeichneten Artikel aus der Feder des Majors brachten, kein Monat, in dem er nicht ein dickes Pamphlet edirte, wobei denn seine Autorschaft niemals ein Geheimniß blieb.

Trotz dieser unglücklichen Wahl indessen, war doch

im Ganzen die Lage der Dinge günstig für Hastings. Der König war auf seiner Seite, die Beamten der Compagnie nahmen sich mit Eifer seiner Sache an, unter den Staatsmännern hatte er Freunde, wie die Lords Mansfield und Lansdowne. Die Minister hielt man dem Ex-Gouverneur geneigt. Sie, die ihre Macht dem Aufruhr, den Fox India Bill erregt hatte, verdankten, konnten Hastings nicht wohl sinken lassen. Die Urheber jener Bill, als sie anerkannte Rechte angriffen und eine der Constitution unbekannte Macht gründen wollten, hatten sich auf Hastings Verbrechen berufen und gesagt, daß so außerordentliche Fälle außerordentliche Maaßregeln erheischten. Was konnten die Männer, welche durch ihren Widerstand gegen die Bill an die Spitze der Geschäfte gelangt waren, anders thun, als jene Uebel als geringfügig darstellen? In der That nahm der Lordkanzler Thurlow sich Hastings mit fast ungeziemender Heftigkeit an. Pitt, obschon er Manches in dem Regierungssysteme Indiens getadelt, hatte sich doch sorgfältig gehütet, irgend etwas gegen den letzten General-Gouverneur zu äußern, ja der junge Minister hatte sogar seine hohe Bewunderung für Hastings gegen Major Scott ausgesprochen. Nur die in den Büchern des Unterhauses enthaltene Censur hindere es, einen so hoch verdienten Mann zu belohnen, aber so ungerecht jene Resolution, dürfe ein Minister dem Könige rathen, den auszuzeichnen, gegen den sie gerichtet sei? Diesem Umstand allein soll es zuzuschreiben sein, daß Hastings nicht zum Pair erhoben wurde, selbst Dundas, der einzige im Ministerium, der Antheil an der Hastings treffenden Resolution gehabt, war nicht zu fürchten. Es waren, seit er jener Committee für die indischen Angelegenheiten präsidirt, große Veränderungen eingetreten,

er befand ſich unter neuen Verbündeten, nährte andre Hoffnungen und Beſtändigkeit hatte nie zu ſeinen Tugenden gehört.

Haſtings konnte daher von dem Miniſterium mit Grund Unterſtützung erwarten und das Miniſterium war mächtig. Die Oppoſition, obwohl bedeutend durch das Anſehn und den Reichthum einiger, wie durch das hohe Talent andrer ihrer Mitglieder, war doch ſchwach an Zahl und dem Lande verhaßt. Auch mochte ſie nicht beſonders geneigt ſein, ſich auf ein ſo mißliches Unternehmen, als die Anklage eines General-Gouverneur's von Indien, einzulaſſen. Solch' eine Klage mußte Jahre dauern und den Führern der Oppoſition eine Laſt von unendlicher Arbeit aufladen, ohne daß dadurch in dem großen politiſchen Spiel irgend etwas entſchieden wurde. Die Anhänger der Coalition waren alſo geneigter, Haſtings zu ſchmähen, als ihn zu verfolgen — doch ſo ſehr man ſchmähen mochte, es wäre von geringer Wichtigkeit geweſen, wären nicht zwei Männer geweſen — Francis und Burke. Francis war vor Kurzem in's Unterhaus getreten, wo er ſich bald durch Emſigkeit auszeichnete. Zwar fehlte ihm Geläufigkeit des Vortrags, doch drückte er ſich hin und wieder mit einer Energie und einem Anſtand aus, die des größten Redners würdig geweſen wären. Weder der Verlauf der Zeit noch der Wechſel der Scene hatten den tiefen Groll mindern können, den er gegen Haſtings aus dem Oſten zurückgebracht. Noch heftiger, wenn auch reiner, war Burke's Eifer. Leute, die Burke nicht begriffen, haben dieſem Eifer die ſchlechteſten Motive untergelegt. Das müßige Geſchichtchen, daß er eine perſönliche Beleidigung zu rächen gehabt, iſt endlich aufgegeben worden. Andre behaupten, er habe ſich durch Patheigeiſt beſtimmen laſſen

er habe den Sturz der Coalition nicht vergeſſen können, den er dem Einwirken der indiſchen Intereſſen, an deren Spitze Haſtings ſtand, zugeſchrieben. Aber die Feindſchaft zwiſchen Burke und Haſtings, wie ſie lange vor der Coalition begonnen, dauerte fort, als Burke die feſteſte Stütze derer geworden war, welche die Coalition geſtürzt. Sie begann, als Burke in Verbindung mit Fox den ſteigenden Einfluß der Krone bekämpfte und auf Frieden mit Amerika drang, und ſie hörte nicht auf, als er, Fox entfremdet und mit den Gunſtbezeugungen der Krone überhäuft, einen Kreuzzug gegen die Revolution predigend, ſtarb. Die Wahrheit iſt, daß Haſtings ſich Verbrechen zu Schulden kommen laſſen, die Burke's Blut in Wallung brachten, denn es war in ihm ein Mitgefühl für Leidende und ein Haß gegen Unterdrückung ſo ſtark, als ſie nur in einem Las-Caſas ſein konnten.

Burke beſaß eine Kenntniß von Indien, wie ſelbſt Europäer, die Jahre lang dort gehauſt, ſie ſelten haben und wie ſie gewiß kein andrer Staatsmann hatte, der nie aus Europa gekommen war. Er hatte Oſtindiens Geſchichte, Geſetze und Sitten mit einem Eifer ſtudirt, der ſelten mit gleichem Genie verbunden zu ſein pflegt. Waren andre vielleicht eben ſo fleißig, brachten ſie eben ſo großes Material zuſammen, ſo wußten ſie es doch nicht, wie er, zu verarbeiten. Sein Geiſt ſichtete die wüſte Maſſe, ſeine Imagination gab ihr Licht und Farbe. Aus Dunkelheit und Verwirrung ging unter ſeiner Hand eine reiche Folge geiſtreicher Theorien und lebendiger Gemälde hervor. Ihm wohnte im höchſten Grade jene edle Fähigkeit bei, kraft deren der Menſch gleicherweiſe in Vergangenheit und Zukunft, in der Entfernung, im Nicht-Realen lebt. Indien war ihm kein bloßer Name, kein leerer Schall, ſeine brennende Sonne, ſeine Palmen

und Cocosbäume, seine Reisfelder, die gewaltigen Bäume, älter als des Mogul's Reich, unter denen die Dorfbewohner sich versammeln, die prächtigen Moscheen, in denen der Iman, das Gesicht nach Mekka gewandt, betet, die Trommeln, die Banner, die Idole, die Frommen in ihren Uebungen, die reizenden Jungfrauen, wie sie den Krug auf dem Haupte zum Flußufer heruntersteigen, die schwarzen Gesichter, die langen Bärte, die Turbans, die wallenden Gewänder, die Speere und Silberstäbe, die Elephanten mit ihren Baldachinen, die Palankine der Fürsten, die geschlossenen Sänften der Frauen — das waren Gegenstände, unter denen er eben so gut gelebt hatte, als unter denen auf dem Wege von Beaconsfield nach St. James-Street. Ganz Indien lag vor dem Auge seines Geistes von der Halle an, wo Bittsteller ihrem Souverain Gold und Weihrauch zu Füßen legen, bis zu dem wilden Moor, wo das Zigeunerlager abgestochen wird, von den gleich Bienenkörben summenden Bazars bis zu den Sümpfen, in denen der durcheilende Courier sein Bündel von Eisenringen schüttelt, die Hyänen zu verscheuchen. Er hatte eine so lebendige Vorstellung von der Insurrection in Benares, als von Lord Gordons Aufruhr, von Nuncomars Execution als von Dr. Dodds Hinrichtung.

Hastings, wie gesagt, hatte sich einige Dinge zu Schulden kommen lassen, die nicht zu rechtfertigen waren und die in einem Gemüthe, wie Burke's, keine andre Folgen haben konnten, als die, welche sie in der That erzeugten. Seine Phantasie und Leidenschaft einmal erregt, trieben ihn über die Gränzen der Gerechtigkeit und gesunden Vernunft. Sein Verstand, so kräftig er war, wurde der Sklave des Gefühls, was er hätte leiten sollen. Seine Indignation, tugendhaft in ihrem

schlug vor, über jeden einzelnen Anklagepunkt abzutheilen, ehe man sich auf den folgenden einlasse, wogegen Hastings Vertheidiger sie sämmtlich zur Sprache gebracht wissen wollten, ehe sie antworteten. Die Entscheidung dieser Sache zeigte, auf welche Seite das hohe Tribunal sich neigte, Hastings Vorschlag wurde mit bedeutender Majorität angenommen. Fox, unterstützt von Grey, eröffnete nun mit einer Rede die Untersuchung wegen Cheyte Sing, worauf mehrere Tage durch das Vorlesen von Actenstücken und die Abhörung von Zeugenaussagen ausgefüllt wurden. Der nächste Punkt betraf die Prinzessinnen von Ude, eine Partie, die Sheridan übernommen hatte. Die Begier des Publikums, ihn zu hören, war gränzenlos. Seine glänzende und trefflich ausgearbeitete Declamation dauerte zwei Tage, und doch war die Halle diese ganze Zeit über zum Ersticken voll. Es sollen für ein Billet 50 Guineen bezahlt worden sein. Sheridan, mit einer Kenntniß dramatischen Effekts, die ihm sein Vater hätte beneiden mögen, stellte sich beim Schlusse seiner Rede, als sinke er ohnmächtig nieder, so daß Burke, der ihn mit aller Wärme großherziger Bewunderung umarmte, ihn auffangen mußte.

So war man bis weit in den Juli hineingekommen, die Session konnte nicht lange mehr dauern, und die Fortschritte, die man in der Anklage gemacht, waren nicht sehr ermunternd. Es waren der Anklagepunkte zwanzig, wovon im Verlauf eines Jahres, erst zwei zur Sprache gekommen waren. Das Interesse des Publikums, groß beim Beginn des Prozesses, culminirte, als Sheridan seine Rede über die Begums hielt. Von da ab legte die Aufregung sich schnell. Das Schauspiel hatte den Reiz der Neuheit verloren und mit den gro-

ßen Entfaltungen der Beredtſamkeit war es vorbei. Was noch folgen ſollte, konnte Niemanden beſonders locken. Da gab es nur noch Verhöre, Rechnungsprüfungen, Vorleſungen von Actenſtücken, Zänkereien zwiſchen Anklägern und Vertheidigern und ein ewiges Hin- und Herwandern der Pairs zwiſchen ihrem Hauſe und der Halle, da, ſo oft ein Rechtspunkt zur Sprache kam, ſie ſich zurückzogen, um darüber zu debattiren, ſo daß Lord Stanhope witzig ſagte: Die Richter gingen, aber der Prozeß ſtände ſtill. Es muß hinzugefügt werden, daß im Frühjahr 1788, beim Beginn des Prozeſſes, ſowohl in der äußern als innern Politik eine große Windſtille herrſchte, und jener ſogleich alle Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen mußte. Es war das einzige große Ereigniß der Saiſon. In den folgenden Jahren hingegen lenkte die Krankheit des Königs, die Debatten über die Regentſchaft, die Erwartung einer Veränderung im Miniſterium die Augen von den indiſchen Angelegenheiten ab, endlich traten die franzöſiſchen Generalſtände in Verſailles zuſammen und die Revolution begann. Die Anklage war eine Zeit lang faſt vergeſſen.

So bewegte ſich denn der Prozeß ſchläfrig genug vorwärts. In der Seſſion von 1788 wurden ihm 35 Tage gewidmet, in der folgenden war das Haus lange mit der Regentſchaftsbill beſchäftigt, und als der König wieder hergeſtellt war, begannen die Rundreiſen der Richter, ſo daß während des ganzen Jahres nur 17 Tage auf Haſtings Sache verwendet wurden. Es zeigte ſich immer mehr, daß der Prozeß, auf dieſe Art fortgeführt, eine in den Annalen der Criminaljuſtiz unerhörte Dauer erreichen mußte. In der That iſt es mit einer Anklage vor dem Oberhauſe eine eigne Sache.

Kein Menſch giebt etwas auf die Unpartheilichkeit

der Pairs, wenn irgend eine politische Notabilität vor ihren Schranken steht. Noch ehe ein Zeuge vernommen worden, ist man schon über jedes einzelne Votum im Klaren. Doch dürfte man sich auch auf die Unpartheilichkeit der Pairs verlassen, so waren sie doch wegen der zu kurzen Dauer ihrer Sitzungen, wegen ihrer legislativen Beschäftigungen, wegen der anderweitigen Amtsverrichtungen derjenigen Lords, die durch ihre Gesetzkenntniß die übrigen leiten sollen, zur Aburtheilung einer Sache, wie die Hastingssche, völlig ungeeignet. So hatten denn die Lords in 7 Jahren ihr Geschäft noch nicht beendigt, obwohl man an dem endlichen Resultat nicht mehr zweifelte, seit dem der hohe Gerichtshof entschieden hatte, er werde sich durch jene Beweisregeln (rules of evidence) leiten lassen, welche bei den übrigen Tribunalen des Königreiches gelten. Man weiß es, wie viel Schuldige jährlich bei den Assisen durch diese Regeln gerettet werden, obwohl Richter, Jury und Publikum über ihre Schuld einstimmig sind. Sollen dergleichen Regeln aber gar auf Verbrechen angewendet werden, die seit Jahren und in einer Entfernung von mehr als 1000 Meilen begangen worden, so kann von einer Verurtheilung keine Rede mehr sein. Dennoch hatten Hastings Freunde verschiedne Versuche gemacht, dem Prozeß Einhalt zu thun. 1789 schlugen sie ein Censurvotum gegen Burke vor, einiger heftigen Ausdrücke wegen, die ihm über den Tod Nuncomars und die Verbindung zwischen Hastings und Impey entfallen waren. Da Burke damals im höchsten Grade unpopulär war, erging ein solches Votum, und man hoffte, die Partei der Ankläger werde dies übel genug vermerken, um gänzlich zurückzutreten. Doch so tief Burke sich verletzt fühlte, so siegte doch bei ihm das,

was ihm als die Sache der Gerechtigkeit erschien, über seine persönliche Empfindung, er hörte die Censur mit Ergebung an und erklärte, wie keine Kränkung und Demüthigung ihn der heiligen Pflicht, der er sich unterzogen, untreu machen werde. Im folgenden Jahre wurde das Parlament aufgelöst, man erwartete, daß das neue Haus nicht geneigt sein werde, in dem Prozeß weiter zu schreiten, ja man ging so weit, ihm das Recht dazu abzusprechen. Da man jedoch mit dieser Behauptung durchfiel, wurde eine förmliche Motion, den Prozeß aufzugeben, eingebracht, doch auch dies blieb ohne Erfolg und es kam nur dahin, daß man von Seiten der Ankläger auf einige Punkte der Klage verzichtete. Ohne einen solchen Entschluß wäre auch die Sache bei Lebzeiten des Beschuldigten schwerlich zu einem Ende gediehen.

Endlich, im Frühjahr 1795, fast 8 Jahre, seit dem Hastings vor den Schranken des Oberhauses erschienen war, erfolgte die Entscheidung. Die öffentliche Theilnahme schien an dem letzten Tage des Prozesses wieder erwacht, nicht weil die spannende Neugier sie aufregte — denn man wußte, daß Hastings die Majorität der Stimmen für sich hatte — sondern des Punktes wegen, der die Halle ebenso, wie am Eröffnungstage, füllte. Von 160 Pairs, die an jenem ersten Tage des Prozesses zugegen gewesen, waren 60 gestorben, die Ankläger, unter sich zerfallen, standen — hier Burke und Windham, dort Fox, Sheridan und Grey — sich feindlich gegenüber. Nur 29 Pairs votirten; von diesen erklärten 6 Hastings schuldig, in den Cheyte Sing und die Begums betreffenden Punkten, in allen andern war die ihm günstige Majorität noch größer, in einigen wurde er einstimmig freigesprochen. Hastings, herbeigerufen, wurde

vom Wollsack aus benachrichtigt, daß die Lords ihn für unschuldig erklärt. Er wurde feierlich der auf ihm haftenden Anklage entledigt, machte seine Verbeugung und zog sich zurück.

So sehr die allgemeine Stimme anfänglich gegen Hastings gewesen, so sehr nahm sie ihn im Verlauf des Prozesses in ihren Schutz. Man kann das allerdings zum Theil jenem allgemeinen Gesetz der menschlichen Natur zuschreiben, welches bei Individuen sowohl als bei Massen auf große Anfregung Erschlaffung oder Reaction folgen läßt, doch wurde Hastings auch durch die Langwierigkeit des Prozesses zu einem Gegenstande des Mitleids. Eine acht Jahr lang über ihm schwebende Anklage schien, selbst für den Schuldigen, eine hinlängliche Strafe. Man erinnerte sich allgemach wieder seiner Verdienste, und seine Anhänger wußten die von den Anklägern vernachläßigte Presse trefflich zu gebrauchen. Dazu stimmten Alle, die aus Indien kamen, im Lobe des ehemaligen General-Gouverneurs überein, und Hastings selbst erhielt von dort aus zahlreiche Adressen. So wenig Gewicht nun auch letztere für den der Dinge Kundigen haben mochten, so machten sie doch im Publikum großen Eindruck. In Benares — hieß es — habe man Hastings einen Tempel errichtet, worauf Burke die treffende Bemerkung machte, daß in Indien auch der Genius des Bösen seine Tempel habe.

So war denn Hastings gerettet aber auch zugleich ein pecuniair zu Grunde gerichteter Mann. Waren schon die legalen Kosten des Prozesses groß, so waren seine sonstigen Ausgaben noch bedeutender gewesen. Schon im Jahr 1790 erklärte Burke, daß 20000 Pfund zur Bestechung der Presse verwendet worden seien, und

gewiß ist es, daß Hastings alle Waffen der Controverse von den leichtesten bis zu den schwersten zu seinem Gebrauche anwarb. Solche Alliirte sind aber ohne Subsidien nicht zu haben. Der von seiner Gattin gesammelte Schatz zerrann auf diese Weise; dennoch und obwohl er nie ein guter Haushalter gewesen, würde Hastings sein hinreichendes Auskommen gehabt haben, wäre er in der Leitung seiner Privatangelegenheiten bedächtiger gewesen. Sein theuerster Wunsch, Daylesford wieder zu erwerben, erfüllte sich endlich in demselben Jahre, in welchem sein Prozeß begann, und das durch 70 Jahre seinen alten Herren entfremdete Gut kehrte in die Hände ihres Nachfolgers zurück. Es bedurfte mancher Verbesserung, auf die Hastings sich sofort einließ, und noch ehe er freigesprochen war, hatte er 40000 Pfund darauf verwendet.

Hastings große Verdienste um die Compagnie bewogen diese endlich — nachdem man lange hin und her über die Art und Weise, ihn zu unterstützen, gestritten — ihm eine Pension von 4000 Pfund auszusetzen, von welcher ihm ein zehnjähriger Betrag, damit er den dringendsten Forderungen begegnen möge, sogleich ausgezahlt wurde; eine andere Summe von 50000 Pfund, die er in Terminalzahlungen zurückerstatten sollte, wurde ihm zinsenfrei vorgeschossen. Wäre sein Hang zur Verschwendung nicht gewesen, er hätte sich ein sorgenfreies Leben bereiten können.

Auch seine Aussichten in die Zukunft waren dahin; er war über seinem Prozesse alt geworden. Nur einmal noch nach seiner Freisprechung trat er politisch auf und zwar nicht zu seiner besondern Ehre. Er suchte im Jahre 1804 Addington zu bewegen, daß er am Ruder bleibe. Konnte ein Mann wie Hastings sich über-

reden, daß ein Addington den Verhältnissen gewachsen sei, während Bonaparte im Lager bei Boulogne stand? Nur die persönliche Gunst, die jener ihm früher erwiesen, verleitete ihn zu diesem falschen Schritt.

Die letzten 29 Jahre seines Lebens verbrachte er meist in Daylesford, dessen Verschönerung ihm zur hauptsächlichen Beschäftigung diente, auch der Litteratur widmete er manche Stunde, wie er denn immer etwas von einem Trissotin gehabt hatte.

Als 1813 die Charte der ostindischen Compagnie erneuert wurde, zog man Hastings noch einmal aus seiner Zurückgezogenheit hervor. Unter den Zeugen, die an den Schranken des Unterhauses vernommen wurden, sollte auch er seine Stimme abgeben. Schon einmal war er an jener Barre erschienen, 27 Jahre waren seitdem verflossen; man hatte seine Fehler vergessen und nur seine Verdienste behalten. Das Wiedererscheinen eines Mannes, der einer entschwundenen Generation und der Geschichte angehörte, konnte nur eine feierliche Wirkung hervorbringen. Das Haus empfing ihn mit Acclamation, es erhob sich und entblößte das Haupt, als er sich zurückzog. Ebenso empfingen ihn die Lords, Oxford machte ihn zum Doctor der Rechte, die Gunst der Krone folgte, Hastings trat in den geheimen Rath und hatte eine lange Audienz beim Prinzen Regenten, der ihn dem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm bei ihrer Anwesenheit in London vorstellte.

Er lebte noch 4 Jahre und starb 86 Jahr alt; am 22. August 1818 mit derselben Seelenstärke, die er immer gezeigt. Er liegt in Daylesford begraben.

Bahrdt und Stilling.

Eine Parallele.

Wenn Cäsar im leichten Kahn, von sturmempörten Wellen umhergeschleudert, den zagenden Schiffer beruhigt mit den Worten: Du fährst Cäsar und sein Glück, oder wenn Bonaparte seiner Umgebung, die ihn aus dem feindlichen Feuer entfernen will, sagt: Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen, so imponirt uns ein solches Vertrauen, die Worte imponiren uns — weil uns die Männer imponiren und nur deswegen. Wir sehen, daß sie, im Bewußtsein ihrer welthistorischen Aufgabe, nicht fürchteten, vor Beendigung ihres Tagewerks abgerufen zu werden.

Ganz anders berührt uns die Sorglosigkeit des Leichtsinns, ganz anders des Frömmlers sogenanntes Vertrauen auf Gott, auf *seinen* Gott, wie er ihn nennt. Wie die Zuversicht jener Heroen die höchste Kraftanstrengung nicht ausschließt, vielmehr aus dieser hervorgeht, so schieben diese Leutchen sich nur das weiche Polster der Sorglosigkeit unters Ohr, in der Meinung, über Nacht werde das Glück sonder allen Zweifel bei ihnen eintreffen. Sie wissen nichts aus dem Zufall zu machen, aber der Zufall soll etwas aus ihnen machen — etwas recht Großes.

Ich glaube nicht, daß von Jung-Stilling und von Bahrdt jetzt noch viel mehr bekannt ist, als ihr Name, obwohl, wenn ich nicht irre eine neue Ausgabe der Schriften des Erstern angekündigt worden. Wirklich kann Stilling auch wieder aufleben, wie Heinse aufgelebt ist; denn, wie die Tendenzen dieses Schriftstellers entweder von neuem aufgefrischt oder sich nunmehr erst Bahn gebrochen, so sind auch jene des erstern neuerdings wieder aufgefrischt worden, insofern etwas gänzlich Verwelktes wieder aufgefrischt werden kann. Bahrdt hingegen möchte sich eines ungestörten Schlummers versichert halten können. Bahrdt und Stilling sind gewiß zwei divergente Naturen, in ihrer innern, wie äußern Entwickelung diametral entgegengesetzt. Was beiden gemein, ist ihr wechselvolles Leben. Wechselvoll war das Leben beider, jedoch mit dem Unterschiede, daß Jung sich aus den allerbeschränktesten Verhältnissen zu ausgedehnter Wirksamkeit, zu bürgerlicher und literarischer Geltung aufzuschwingen wußte, während in Bahrdts Laufbahn Steigen und Fallen, Licht und Dunkel, Achtung und Verachtung auf's bunteste wechselt, während Bahrdt, der Doctor der Theologie, Superintendent und Director eines Erziehungsinstituts auch als Lichtzieher, Lohnschriftsteller und Staatsgefangener erscheint, ja als Gastwirth endigt.

Was beiden ferner gemein — und weswegen hauptsächlich wir eine Parallele zwischen ihnen ziehen — ist der außerordentliche Grad von Sicherheit, Sorglosigkeit, Freiseyn von Aengstlichkeit — oder wie soll man es eigentlich nennen? — auch in den bedrängtesten und verwickeltsten Lagen. Der Eine nennt es Vertrauen auf sein Glück, der Andere Vertrauen auf seinen Gott.

Damit wir sehen, wie beide Männer zu diesem

ihrem Vertrauen gekommen, wie sie berechtigt seyn konnten, eine solche Zuversicht zu nähren, wird es nützlich seyn, einen kurzen Lebensumriß Bahrdts und Stillings zu geben. Diese Arbeit wird uns glücklicherweise dadurch sehr erleichtert, daß beide ihre Selbstbiographen geworden. Stillings Buch, unter dem Titel: „Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft", ist zu einem gar nicht unverdienten Rufe gelangt. Wirklich verräth das Werk ein nicht gemeines Talent, was jedoch schwer zu charakterisiren ist. Es ist nicht eigentlich das Talent des Erzählers, was sich auch kaum geltend machen könnte bei einem Leben, das zwar voller Wechsel, aber stets vorherzusehender und im Ganzen unbedeutender Wechsel ist. Der Verfasser tritt fünfmal als Schneider und fünfmal als Schullehrer auf und damit die Abwechselung gesteigert werde, sehen wir ihn von Zeit zu Zeit in beiden Functionen zugleich. Worin denn besteht der Reiz des Buches? In dem komischen Effekt, den seine Selbstmystificirung hervorbringt. Jung ist der deutsche Poinsinet. Indem er sich sorgfältig herausgeputzt und seine Vorzüge ganz unbestreitbar — glaubt, sehen wir ihn ganz nackt. Bei aller frommen Selbstgefälligkeit des Verfassers ist dennoch das Buch ohne allen Hintergedanken, ohne alle Zubereitung, ohne Berechnung des Effekts geschrieben und dies, verbunden mit lebhaftester Vergegenwärtigung seiner Erlebnisse, die ihn hier und da in die Kreise sehr bedeutender Personen bringen, zieht uns an.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck macht Bahrdts Lebensbeschreibung. Berüchtigt, wie er war, angegriffen von den verschiedensten Seiten sucht er sein Leben, wie seine Schriften zu rechtfertigen. Er hat sein Buch in Magdeburg im Gefängnisse verfaßt und auch da scheint ihn das Vertrauen auf sein gutes Glück nicht verlassen

zu haben; der Leser wird nicht incomodirt durch Klagen, die Erzählung fließt ganz munter und fröhlich dahin, mag sie sich mit seinem Glücke beschäftigen oder mit seinen Unfällen. Sein Vertrauen auf seinen Stern täuschte ihn aber auch in dieser Periode nicht; die Hälfte seiner Strafe wurde ihm erlassen.

Obwohl es uns nun vorzüglich darum zu thun ist, den bemerkten Characterzug Bahrdts und Stillings und die verschiedene Art und Weise, wie er bei beiden hervortritt, besonders herauszuheben, so wird es der Leser uns dennoch nicht verübeln, wenn wir auf unserm Wege alles das mitnehmen, was wir sonst Interessantes auf demselben finden.

Stilling.

Stilling führt seine Lebensgeschichte nur bis zur Beendigung seiner Universitätsstudien, von da ab möchte sie wohl auch wenig besonders Anziehendes zu berichten haben, es sey denn, daß Jemand das durchaus Abstruse anziehend fände. Jungs Vater, in einer Gegend seßhaft, wo ein gewisses separatistisches Wesen bis auf heute besteht und gedeiht, war selber in diesem befangen und erzog den Sohn demgemäß. Der frühe Tod der Gattin machte den Vater noch düsterer; er hatte Geistererscheinungen. Es kommen in den „Jünglingsjahren" mancherlei Stellen vor, die gleichsam als Jalons den Weg bezeichnen, der zur spätern „Theorie der Geisterkunde" führen sollte. Man wollte in dem Knaben Jung ungewöhnliche Anlagen erblicken. Der Pfarrer des Orts nahm sich desselben an, ihm die glänzende Aussicht eines Schulmeisters eröffnend. Diese wurde verwirklicht, als Jung vierzehn und ein halbes Jahr zählte. In dieser

Zeit lernte er neben der Ilias die Werke Jakob Böhme's kennen, an denen er besondern Geschmack fand; Ausdrücke, wie „das Rad der ewigen Essenzien" oder „schielender Blitz" sagten ihm ganz besonders zu. Sonderbar, daß Jung nicht schon hier seine Bestimmung zum Augenarzt erkannt hat, Ausdrücke wie „schielend" und „Essenzien", die ihn so besonders ergreifen, scheinen doch direkt auf dergleichen hinzudeuten. Kaum hatte Jung seine Stelle ein Jahr verwaltet, so setzte der Pfarrer, dem seine Unterrichtsmethode nicht gefiel, ihn ab. Nachdem er nun eine Zeit lang geschneidert und dann geschulmeistert, erhält er eine Art von Hofmeisterstelle; es geht ihm aber in diesem Verhältniß so elend, daß er eines guten Morgens auf und davon läuft. Er findet nach einigem Umherstreifen Arbeit bei einem Schneider, der sich bald als einer der Chefs der Frommen in der Gegend ausweist, so daß Stilling seine Begeisterung für ihn nicht zurückhalten kann, wogegen der Schneider sich wiederum für Stilling begeistert und ihm einen neuen Rock machen läßt. Hier nun tritt der Wendepunkt seines Schicksals ein. Vorher muß noch bemerkt werden, daß früherhin ein Frauenzimmer aus Liebe zu Stilling verrückt geworden, jedoch nicht incurabel, ferner daß er diesen Grund ihres Wahnsinns allein erkannt. — Von dem frommen Schneider kam Stilling durch günstige Fügung des Schicksals zu einem beinah eben so frommen Handelsmann, der ihn französisch lehren ließ, damit er es den Kindern des Hauses seinerseits wieder beibringen möchte. Ein sonderbarer Umweg, den vielleicht fromme Politik angerathen. Er blieb sieben Jahre im Hause dieses Mannes und wurde nach und nach auch außer seinen pädagogischen in Handelsgeschäften gebraucht. Dieses Haus war für Stil-

ling nach seinem eigenen Ausdruck, eine Academie, wo er Oeconomie, Landwirthschaft und das Commerzienwesen aus dem Grunde zu studieren Gelegenheit hatte. In Nebenstunden trieb er die Wolfische Philosophie und das Griechische. Zum Studium des letztern ward er durch eine Eingebung veranlaßt, die ihm bei Lectüre von „Reizens Historie der Wiedergebornen" geschah. Er fühlte bei dieser Gelegenheit einen „starken Trieb zu etwas, was er gar noch nicht kannte", der ihn alle Einwendungen seiner Vernunft gegen ein so spätes Studium jener Sprache abweisen ließ. Eine zweite Eingebung, die aber nicht ihm, sondern seinem Principal wird, bestimmt ihn endlich zum Studium der Medicin, eine dritte seine Verlobung mit einem kränkelnden Mädchen, eine vierte Straßburg zum Ort, wo er seinen Studienplan ausführen soll, eine fünfte endlich, die seinem Onkel zu Theil wird, besiegt die Bedenklichkeiten seiner Verwandten, die sein abenteuerliches Unternehmen nicht gut heißen wollen. Dieses hing so zusammen. In Stillings Heimath lebte ein alter katholischer Geistlicher, der sich mit Augenheilkunde abgab, glückliche Curen gemacht und seine Erfahrungen dem Papier anvertraut hatte. Jene Erfahrungen und dieses Manuscript sollten nicht verloren gehen. Der Alte ersuchte daher Stillings Oheim, ihm einen Mann vorzuschlagen, dem er seine wissenschaftlichen Schätze übertragen könne. Dieser schlägt seinen Neffen vor, der in Besitz des medicinischen Horts gesetzt, sogleich zu curiren anfängt.

Die Eingebungen kommen nun so dicht, die Verlegenheiten lösen sich so rasch und so schnell, daß Stilling bei etwa bedenklicher Lage nur lächelt und seinen

Freunden ſagt: „Mich ſoll nur wundern, wie mein Vater im Himmel Geld für mich zuſammentreiben wird.“*)

Glücklicher als Bahrdt bei einem ähnlichen Wagniſſe, begab ſich Stilling nach Straßburg im Beſitz einer Baarſchaft von 40 Thalern, die freilich bald zuſammengeſchmolzen war, da ſein Begleiter ein noch älterer Studioſus, als er, ihn zu einem längern Aufenthalte in Frankfurt nöthigte. Sein Vertrauen verläßt ihn indeſſen nicht, er trifft einen Landsmann, der ſich nach ſeinen pecuniairen Ausſichten erkundigend, ſein gewähltes Motto: daß er es ſeinem reichen Vater im Himmel überlaſſe, Sorge für ihn zu tragen — zu vernehmen bekommt. Der Landsmann verſieht ihn mit Geld und die alternden Studioſen treffen in Straßburg ein. In Straßburg machte Stilling Goethe's, ſpäter Herder's Bekanntſchaft. Wie Goethe über Stilling gedacht, iſt aus „Wahrheit und Dichtung“ bekannt, hier die Aeußerungen Stilling's über Goethe.

„Des andern Mittags gingen wir zum erſtenmal in's Koſthaus zu Tiſch. Es ſpeiſeten ungefähr 20 Perſonen an dieſem Tiſch, und wir ſahen ſie Einen nach dem Andern hereintreten. Beſonders kam Einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und ſchönem Wuchs, muthig in's Zimmer. Dieſer zog Herrn Trooſt's (Stilling's Freundes) und Stilling's Augen auf ſich; Erſterer ſagte gegen Letztern: Das muß ein vortrefflicher Mann ſeyn. Stilling bejahte es, doch glaubte er, daß ſie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Cameraden anſah. Dieſes ſchloß er aus dem freien Weſen, das ſich der Student herausnahm; allein Stilling irrte ſehr. Sie wurden

*) Wanderjahre Seite 136.

indeſſen gewahr, daß man dieſen ausgezeichneten Menſchen Herrn Goethe nannte.“ Auch nahm Goethe ihn ſpäter mehrmals gegen Spöttereien in Schutz, die ſich auf Stilling's Religioſität und Perücke bezogen. Den Matador aller Stillingſchen Rettungsgeſchichten will ich in ſeinen eigenen Worten mittheilen. „Nach Martini wurde das Collegium der Geburtshülfe angeſchlagen und die Lernbegierigen dazu eingeladen. Stilling war dieſes ein Hauptſtück, deswegen fand er ſich des Montags Abends mit Andern ein, um zu unterſchreiben. Er dachte nicht anders, als daß dieſes Collegium ebenſo, wie die anderen, erſt nach Endigung deſſelben bezahlt würde; allein, wie erſchrak er, als der Doctor ankündigte, daß ſich die Herren möchten gefallen laſſen, künftigen Donnerſtag Abends ſechs neue Louisd'ors für's Collegium zu bezahlen! Hier war alſo eine Ausnahme und die hatte auch ihre gegründeten Urſachen. Wenn nun Stilling den Donnerſtag nicht bezahlte, ſo wurde ſein Name ausgeſtrichen. Dieſes war ſchimpflich und ſchwächte den Credit, der doch Stilling abſolut nöthig war.“ (Wie! der Credit abſolut nöthig, da doch der liebe Gott ſpät oder früh bezahlen muß?) „Jetzt war alſo guter Rath theuer; Herr Trooſt hatte ſchon 6 Carolinen vorgeſchoſſen und noch war kein Anſchein da, ſie wieder geben zu können. — Sobald als Stilling in ſein Zimmer kam und daſſelbe leer fand (Herr Trooſt war in ein Collegium gegangen) ſo ſchloß er die Thür hinter ſich zu, warf ſich in einem Winkel nieder und rang recht mit Gott um Hülfe und Erbarmen; indeſſen äußerte ſich nichts Tröſtliches für ihn, bis den Donnerſtag Abend. Es war ſchon fünf Uhr und um ſechs Uhr war die Zeit, da er das Geld haben mußte, Stilling begann faſt im Glauben zu wanken, der Angſtſchweiß

brach ihm aus und sein Angesicht war naß von Thränen. Er fühlte weder Muth noch Glauben mehr und deswegen sah er von ferne eine Zukunft, die der Hölle in allen ihren Qualen ähnlich war. Indem er mit solchen traurigen Gedanken im Zimmer auf und ab ging, klopfte Jemand an die Thür. Er rief herein: es war der Patron des Hauses, der Herr N... Dieser trat in's Zimmer, und nach den gewöhnlichen Complimenten fing er an: Ich komme, um zu sehen, wie Sie Sich befinden und ob Sie mit meinem Zimmer zufrieden (Herr Trooſt war wiederum nicht da und der wußte auch von Stilling's jetzigem Kampfe gar nichts). Stilling antwortete: Es macht mir viel Ehre, daß Sie Sich nach meinem Befinden zu erkundigen belieben. Ich bin Gottlob gesund und Dero Zimmer ist nach unsrer beiden höchsten Wunsch. — Herr N... versetzte: Das macht mir Freude, besonders da ich sehe, daß Sie so sittsame, wackere Leute sind. Aber ich wollte doch vornehmlich noch eins fragen: haben Sie Geld mitgebracht oder bekommen Sie Wechsel? Nun ward's Stilling als dem Habakuk, wie ihn der Engel des Herrn beim Schopfe nahm, um ihn nach Babel zu führen. Er antwortete: Nein, ich habe kein Geld mitgebracht. Herr N... stand, sah ihn starr an und versetzte: Wie kommen Sie denn um Gottes Willen zurecht? Stilling antwortete: Herr Trooſt hat mir schon geliehen. Hören Sie, fuhr Herr N... fort: der hat sein Geld selber nöthig. Ich will Ihnen Geld vorschießen, so viel Sie brauchen, wenn Sie dann Wechsel bekommen, so geben Sie mir nur selbigen, auf daß Sie keine Unruhe mit dem Verkauf haben mögen. Brauchen Sie auch wohl jetzt etwas Geld? Stilling konnte sich kaum enthalten, daß er nicht laut rief, doch hielt er an sich und ließ sich Nichts mer-

ken. Ja, sagte er, ich habe diesen Abend sechs Louisd'ors nöthig und war verlegen. — Herr N... entsetzte sich und erwiederte: Ja, das glaub' ich. Nun seh' ich, Gott hat mich zu Ihrer Hülfe hergesandt. Nun ging er zur Thür hinaus. Stilling war's nun, wie dem Daniel im Löwengraben, da ihm Habakuk die Speise brachte, er versank ganz in Empfindung und wurde kaum gewahr, daß Herr N... wieder hereintrat. Dieser vortreffliche Mann brachte 8 Louisd'ors, zahlte sie ihm dar und sagte: Da haben Sie noch etwas übrig und wenn das all ist, so fordern Sie mehr."

Mit diesem Ereigniß, an dessen Erzählung der Leser zugleich Jung's Darstellungsweise kennen lernen kann, wollen wir diese Skizze schließen. Zu unserm Zwecke — der Vergleichung mit Bahrdt — ist das Berichtete hinreichend; auch wären wir nicht im Stande, über Jung's spätere Fata etwas mehr, als das Allgemeinste, zu geben, was Jeder, den es interessirt, sich allenfalls aus dem Conversations-Lexikon herausleſen mag.

Bahrdt.

Wenn andere Nationen uns in der Regel Schwerfälligkeit vorwerfen und wir durch die Bank genommen diesen Vorwurf wohl auch verdienen möchten, so haben wir doch zu allen Zeiten mit einigen Windbeuteln aufwarten können, die dann um so größeres Aufsehen machten. Bahrdt war ein solcher Windbeutel; man hat zu seiner Zeit vielleicht mehr Notiz von ihm genommen, als er verdiente, und selbst Goethe verherrlichte „seine Offenbarungen" durch den bekannten satyrischen Prolog.

Karl Friedrich Bahrdt wurde zu Bischofswerda 1741 geboren. Sein Vater, ein zu seiner Zeit geschätz-

ter Theolog, ſtarb als Profeſſor zu Leipzig, nachdem er durch ſeinen Sohn, wie dieſer verſichert, faſt noch zu deſſen heterodoxen Anſichten bekehrt worden war. Seine Erziehung erhielt Bahrdt anfangs durch Hofmeiſter, kam dann auf die Leipziger Thomasſchule, darauf nach Schulpforte und bezog in einem Alter von 15 Jahren die Univerſität zu Leipzig. Von Schulpforte entwirft er in ſeiner Biographie nicht die günſtigſte Schilderung und, kann man ihm auch ſonſt nicht allemal durchaus trauen, ſo verdient er doch hier wohl eher Glauben. In der That ſcheint in dieſer und ähnlichen Anſtalten damals ein enges, eingeſchnürtes, dumpfes Weſen geherrſcht zu haben. Wie man in England Matroſen preßt, ſo preßte man damals Philologen in Deutſchland, und dieſe wurden dann dreſſirt in den Fürſtenſchulen zu Pforta, Klosterbergen ꝛc. Freilich gingen auch Männer, wie Wieland und Klopſtock aus ihnen hervor, ob wir dieſe Männer aber ihnen verdanken, das iſt eine andere Frage. Daß Bahrdt nach eigner Berechnung an 500 Maulſchellen und Püffe in Pforta davongetragen, mag ſeine Abneigung vermehrt haben. Wir können ihn dieſer Schülerleiden wegen kaum bedauern; jene Strafen waren vielleicht nur praenumerando gezahlter Lohn für ſpätere Verdienſte. Seine Studien in Leipzig betrieb er auf jene flüchtige Weiſe, die ihn Zeit ſeines Lebens charakteriſirte. Doch behauptet er, Cruſius, dem Philoſophen, eine ernſtere Aufmerkſamkeit gewidmet und ſich ſo die Gewohnheit ſtrengen Denkens angeeignet zu haben. Auch fällt in die Zeit ſeines Univerſitätslebens ein Verſuch, in die Geheimniſſe der Magie einzudringen, der jedoch damit endigte, daß er allem Glauben an ſie entſagte. So war er einen Aberglauben los. Er ſah, daß bei der Sache nichts zu gewinnen war

und, wo er keinen Gewinn sah, da hielt er nicht lange aus. Der Gewinn, der pecuniaire Gewinn, leitete ihn überall und seine wissenschaftlichen Bestrebungen waren streng genommen mercantile Speculationen. Bahrdts Laufbahn war rasch und glücklich, er promovirte, wurde Candidat, und versuchte sich mit Glück, sowohl als Prediger, wie als Pasquillant. Auch als öffentlicher Lehrer war er mit Erfolg aufgetreten, als — wie das Conversations-Lexikon sagt — eine jugendliche Ausschweifung ihn nöthigte, Leipzig zu verlassen. Traut man seiner eigenen Erzählung, so kann wohl weniger von Ausschweifung die Rede sein, als von einer Unbesonnenheit, welche seine Feinde zu seinem Sturze benutzten. Und Bahrdt scheint das Talent gehabt zu haben, sich überall schnell viele Feinde zu machen; seine satyrische Laune ließ sie aus dem Boden wachsen und waren ihrer noch nicht genug, machte seine Eitelkeit sie vollzählig.

In dieser bedenklichen Lage kommt ihm, dem aller Aussichten und Hoffnungen Beraubten, ein Ruf, als Professor der Theologie nach Erfurt. Er nimmt ihn, wie man denken kann, an, indem er den Mangel eines fixen Gehaltes durch schriftstellerische Arbeiten zu ersetzen hofft. Ein eigener Ton muß es gewesen sein, der damals zu Erfurt geherrscht; man muß die Beschreibung desselben in Bahrdts Buche nachlesen. Ein sonderbares Gemisch von burschikos-wüsten, hofmäßig-lasciven, deutsch-derben und französisch-intriguanten Sitten. Erfurt war damals churmainzisch, und dies Verhältniß bringt noch ein gewisses geistliches Element in den Zustand, welches ihn noch picanter macht. Riedel, bekannt durch die Geschichte der Klotzischen Händel, war der Tonangeber, den aber Bahrdt, der sich trotz seiner ihm von Leipzig her anklebenden Scheu vor dem

regellosen Treiben schnell zurechtfand, ohne viele Mühe ausstach und annihilirte. Außer Riedel befanden sich noch Wieland und Meusel als Professoren in Erfurt, mit denen aber Bahrdt, da er fast gänzlich von ihnen schweigt, in kein näheres Verhältniß getreten zu sein scheint. Das Solide muß für ihn ein abstoßender Pol gewesen sein. Neben schriftstellerischen Unternehmungen ließ sich Bahrdt in Erfurt zuerst auf andere mercantile ein, zu denen auch seine Heirathsprojecte gehören. Die Liebe, wie er selber gesteht, hat er nie gekannt, dieses Reich war ihm terra incognita. Es läßt sich dieß auch erklären aus seiner ungemessenen Eitelkeit. Jene mercantile Unternehmung nun bestand darin, daß er Kostgänger an seinen Tisch nahm; eine Unternehmung, zu „der er" — wie er meint — „obwohl unverheirathet, völlig geeignet war und wozu ihm bloß die Kleinigkeit einer guten Berechnung fehlte." Wie man denken kann, scheiterte das Unternehmen an dieser mangelnden Kleinigkeit. Es ist in der Biographie Bahrdts manchmal gar nicht zu sehen, ob er scherzt oder ob es ihm Ernst ist. Bemerkungen, wie die eben mitgetheilte entwischen ihm in Menge. Diese Naivität aber, die sich trotz seines so wüsten Lebens bei ihm erhalten hat, nimmt uns unwillkührlich für ihn ein.

Bahrdts rationalistische Richtung, die er bereits in Leipzig zu nehmen begonnen hatte, entwickelte sich nun mehr und mehr und veranlaßte seine Briefe über eine systematische Theologie, „so wie die lauten Wünsche eines stummen Patrioten." Die Wittenberger Facultät erklärte seine Lehre für ketzerisch; dies bewog ihn, seine Vertheidigung bei der Mainzer Regierung einzureichen, die sich günstig für ihn erklärte. Er griff das Respon-

ſum der Wittenberger nun auch im Druck an, und da dieſen zu antworten verboten wurde, ging er freilich als Sieger aus dem Kampfe hervor. Was hatte man für Bewegungsgründe zu dieſem Verfahren? Freute man ſich des Haders, des Scandals im Schooße des Proteſtantismus? Oder ſah der Churfürſt — es war Erthal — mit der Nonchalançe eines Leo X. auf dieſen theologiſchen Disput? Bahrdt ſelbſt ging durch Widerſpruch gereizt, in ſeinem Streben immer weiter. „Ich glaube gewiß" — ſagt er — „ daß ich lebenslang der Orthodoxie getreu geblieben und meine Talente bloß darauf verwendet haben würde, das morſche Lehrgebäude haltbarer zu machen und mit philoſophiſcher Weisheit zu übertünchen, wenn ich nicht ſo viel Feindſeligkeit von den Theologen zu erdulden gehabt hätte." Lächerlich iſt nur, daß Er, der ſich ſo viel auf ſeine Aufklärung zu Gute that, es — damals wenigſtens — den Berlinern durchaus nicht zu Danke machen konnte; er zählte bei ihnen zu den viris obscuris, zu den orthodoxen Schwachköpfen. Wie man ſich vorſtellen kann, unterließ Bahrdt nicht, bei dieſer Gelegenheit ſeinem Hang zur Satyre zu fröhnen, gerieth aber dadurch in neue Verlegenheiten. Ich will das Geſchichtchen mit ſeinen Worten herſetzen, weil es den leichtſinnigen Bahrdt gut charakteriſirt. „Ich wollte dem Profeſſor Schmitt" — dieſer hatte gegen ihn geſchrieben — „eine kleine Beinſchelle anhängen und ließ daher ein Kupfer ſtechen, auf dem ein Pfaffe zu ſehen war, vor dem das Volk, das Maul aufſperrend, auf den Knien lag. Da ich mich nicht getraute, ihn in der Prieſterkrauſe darſtellen zu laſſen und ihm eine Biſchofsmütze gab, erſetzte ich dieſen Mangel, daß ich unter ſeinen Lehnſtuhl das Citat

1 Tim. 4, 18 setzte*).“ Der Unvorsichtige! Er scheute sich, einen simpeln Professor anzugreifen und reibt sich an der Regierung selbst. Denn daß seine Feinde nichts Eiligeres zu thun hatten, als auszusprengen, B. habe es auf den Churfürsten selber gemünzt, daß man das Citat nicht sah oder vielmehr nicht sehen wollte und seine Händel mit Schmitt ignorirte — das ist so einfacher Lauf der Welt, daß man sich wundern müßte, wäre es anders gekommen.

Bahrdt ging endlich von Erfurt nach Gießen und da er sich auch hier in die Verhältnisse nicht finden konnte, war es ihm angenehm, bei dem Philanthropin des Herrn von Salis (nicht mit dem Dichter zu verwechseln) ein Unterkommen zu finden. Salis stellte ihn als Director an; beide Männer harmonirten indeß so wenig, daß auch diese Verbindung sich rasch wieder löste und Bahrdt als General-Superintendent nach Türkheim im damaligen Fürstenthum Leiningen-Dachsburg ging. Eine komische Episode müssen wir jedoch noch vorher aus seiner pädagogischen Epoche in Marschlins einschalten. Salis, welcher sein Institut auf jede Weise heben und neue Zöglinge herbei locken wollte, veranstaltete eine öffentliche Prüfung, die dem Publikum imponiren und so seinen Zweck realisiren sollte. Bahrdt entwarf den Plan zu dieser Feierlichkeit, über welchen Plan er sich folgendermaßen ausläßt: „Ich verfertigte eine Rede, mit welcher ich am ersten Tage die Solennitäten eröffnen wollte. Dann eine kürzere Rede, welche vor der feierlichen Publication des Gesetzbuches“ (ebenfalls Bahrdts Machwerk) „vorhergehen sollte, nebst ei-

*) Alexander, der Schmidt hat mir viel Leides gethan. Gott vergelt' es ihm nach seinen Werken

ner Schlußrede. Ich machte drei Reden, mit denen die philanthropinischen Tempel im schattenreichen Haine feierlich eingesegnet werden sollten." — Diese drei Tempel waren, wie uns ferner berichtet wird, der Tempel der Weisheit, der Tempel der Tugend und der Tempel der Wohlthätigkeit. Die Weisheit und die Tugend müssen immer herhalten bei den Farçen der Tollheit. Es mag ein lustiger chinesischer Tempel mit Narrenschellen gewesen sein, den man hier der Weisheit erbaute und lustig mögen die Glöckchen getönt haben, wenn Bahrdts pädagogische Windmacherei sie in Bewegung setzte. „Ich präparirte eine Komödie" (also eine Komödie in der Komödie), „welche die Zöglinge aufführen sollten und verfertigte eine Anzahl Gesänge." Zu diesem Feste hatte Salis auch Lavater eingeladen, dem er nach beendigten Umzügen und vollbrachten Gaukeleien seine Eleven vorstellte. Indem diese im Halbcirkel den großen Physiognomen umstehen, bittet Salis in einem Tone, „wie wenn ein Heiliger mit einem Seraph" redet, er möge ihm doch durch die Zaubermacht seiner Wissenschaft die drei besten Köpfe heraus greifen. Lavater versucht diesen Griff, der aber leider ein arger Fehlgriff wird. Er geht längs des halben Mondes einher, nimmt Jeden in Face und Profil und zieht endlich drei Zöglinge hervor. Einer davon soll nach Bahrdt wirklich ein aufgeweckter Kopf, die beiden andern die dümmsten Jungen der ganzen Anstalt gewesen sein, so daß also auf den einen Treffer zwei derbe Nieten kamen. Salis, der über die Blöße erschrak, die der Seraph sich gegeben, zupfte ihn schnell bei den Fittigen seines Gewandes. Lavater erklärte nun, daß eine genauere Betrachtung der Profile ganz andre Resultate ergäbe und entzog den Dümmlingen das Prädicat der Genialität eben so rasch,

als er es ihnen ertheilt hatte. Ob Bahrdt bei seiner Erzählung nicht übertrieben, ist eine Frage, die der Beurtheilung der Leser überlassen bleiben mag.

Bahrdts Verbindung mit Salis löste sich, wie bemerkt wurde, rasch. In Türkheim legte er nunmehr ein eigenes Philanthropin an, mit dem er die mannigfaltigsten ökonomischen Anstalten verband. Er unternahm eine pädagogische Zeitung, legte eine Buchdruckerei an, desgleichen eine Lichtgießerei, endlich gar eine Wagenschmierfabrik. Es muß überhaupt ziemlich schmierig hergegangen sein in diesem Türkheim'schen Philanthropin und die Wagenschmiere war sicher nicht das Schmierigste daselbst. Wie immer realisirten sich die glänzenden Hoffnungen Bahrdts nicht; sein Institut verfiel. Da gerieth er auf den Einfall, eine Reise nach Holland und England zu unternehmen und in diesen reichen Ländern die Werbetrommel zu rühren. Die Sprößlinge der Mynheers und Lords sollten seine Schifflein wiederum flott machen. Diese Reise unternahm er auf gut Glück ohne Bekanntschaften und Empfehlungen; er stützte sein Projekt auf einen baaren Fonds von zwei Gulden und vier und zwanzig Kreuzern. Das Uebrige sollte Fortuna besorgen. Jene Summe in der Tasche, reiste er von Türkheim ab. Sein gutes Glück ließ ihn auch wirklich nicht im Stiche. In Frankfurt traf er einen Juden, dessen Bekanntschaft er früherhin flüchtig gemacht. Dieser, Bahrdts Verhältnisse durchschauend, unterstützte ihn großmüthig mit Geld und Kleidung und so nach mancherlei Wechselfällen des Geschicks — die man bei ihm selber nachlesen muß — gelangte er nach Holland und England, setzte eben so glücklich seine Zwecke durch und kehrte mit einer ganzen Schaar frischer Zöglinge zurück nach Türkheim an

der Hardt. Während seiner Reise aber war jenes Reichshofrathsconclusum ergangen, welches ihn aus dem deutschen Reiche verbannte. Seine Absetzung von dem Posten eines Superintendenten — er hatte diese Stelle fortwährend beibehalten — war die unmittelbare Folge. Die Warnung, daß man ihm noch Schlimmeres bereite, trieb ihn zur Flucht und nach einem kurzen Verhaft gelangte er nach Halle.

In Halle angekommen, ließ Bahrdt sein Glaubensbekenntniß in Berlin drucken. Seine Berliner Freunde unterstützten ihn, ja sie wußten den Minister Zedlitz so sehr für ihn einzunehmen, daß Bahrdt schon einer Anstellung entgegen sah. Die theologische Facultät hintertrieb dieses. Er habilitirte sich nunmehr als Privatdocent und las über Rhetorik, Declamation, Logik, Metaphysik und hebräische Grammatik, auch übersetzte er den Tacitus und Juvenal.

Unterdessen hatte der Umgang mit dem Philosophen Eberhard seine Aufklärung vollendet und er sagte sich in der Vorrede zur neuen Ausgabe seiner Bibelübersetzung von allen seinen frühern Ansichten los. Man legte ihm das anfangs als eine Rückkehr zur Orthodoxie aus, entdeckte aber bald genug den Irrthum. In diese Zeit fallen auch Bahrdts Briefe über die Bibel, worin er die Wundergeschichten nicht sowohl be- als zerarbeitete, ferner mehrere satyrische Schriften, als „der Kirchen- und Ketzeralmanach," die „Standrede an Goezes Sarge" u. s. w. Moralische Vorlesungen, die er zu halten begann, führten zu einem großen Skandal, und Bahrdt zog sich zuletzt auf einen Weinberg zurück, wo er den Gastwirth spielte. Inzwischen war das preußische Religionsedict erschienen, was ihn zu einem Pasquill veranlaßte. Seine Autorschaft ward entdeckt

und er in einen Prozeß verwickelt, welcher mit der oben erwähnten Festungsstrafe endigte. Während des Festungsarrestes schrieb er sein Leben; es ist in 2 Bänden herausgekommen. Der Freiheit wiedergegeben, kehrte er nach Halle zurück, wo er seine gewohnte Lebensweise bis zu seinem im Jahre 1792 erfolgten Tode fortführte.

Man hat viel über den schädlichen Einfluß der Romanenlektüre auf die Jugend gesprochen und geschrieben; man hat dagegen geschichtliche Werke, Reisebeschreibungen, Biographien empfohlen. Ich habe gegen Biographien nichts, nur dürfen sie nicht sein wie die Stillingsche. Stilling's Buch kann der Jugend gefährlich werden. Wo der in demselben ausgestreute Saame auf das geeignete Land fällt, da werden traurige Früchte reifen. Der Einfluß des Buches — wo es Einfluß erlangt — ist erschlaffend; es reducirt, möcht' ich sagen, den guten Rath „bete und arbeite" auf die erste Hälfte. Es ist eine gewisse schläfrige Frömmelei, die sich breit macht; diese Tratten, die auf den Himmel gezogen werden und die der Himmel, wenn auch nach jezuweiligem Protest, doch immer honorirt — wie widerlich sind sie!

„Wem eignet Gott!" — läßt Lessing seinen Nathan fragen. Der weise Nathan, der dort im Drama keine Antwort bekömmt, würde sich wundern, müßt' er sich seine Frage aus Büchern, wie das Jung'sche, selbst beantworten, oder vielmehr, er würde sich nicht wundern, da er im Drama mit Leuten gleiches Schlages zum Theil verkehrt. Es ist gleichsam ein Monopol göttlicher Hülfe, was von Menschen, wie Stilling, angesprochen wird. Ob solche Vorstellungen *wirklich* religiös sind, ist eine Frage, die kaum aufgeworfen zu werden verdient. — Noch eine Bemerkung drängt sich bei Lektüre des Stilling'schen Buches unwillkührlich auf. Es sind

immer nur irdische Güter, es ist ewig nur Gut und Geld, nach denen er im Gebete ringt, derentwegen er den Gott, der ihm eignet, behelligt. Vergebens sieht man nach einem Falle, wo es sich um geistige Güter, um höhere Erleuchtung, Fortschreiten in der Erkenntniß oder so etwas handelte, das läßt ihn unberührt. Aber dieser Vorwurf ist vielleicht ungegründet. Wußte der gute Mann denn nicht Alles, was zu wissen ihm nöthig war.

Wenn Stilling's Sicherheit uns nur mit Aerger erfüllen kann, so hat dagegen Bahrdt's Vertrauen auf sein Glück etwas Komisches, welches uns heiter stimmt. Er zeigt sich überall als einen rüstigen, kecken Gesellen, als einen dreisten nur zu dreisten Spieler. Auch ist es bei ihm nicht allein sein Glück, was ihn zu verwegenen Schritten verleitet und in gefährliche Lage versetzt; es ist zum Theil Vertrauen auf seine Gewandtheit. Diese läßt sich ihm nicht absprechen, ja sie blickt sogar in seinem Styl durch, der zwar nicht schön, ja nicht einmal völlig correct, sich doch auf die ungenirteste Weise bewegt und ganz vergnüglich einherplätschert.

Der Zug endlich, den noch Bahrdt mit Stilling gemein hat, obgleich er sich in beiden Männern auf sehr verschiedene Weise ausprägt, ist eine stupende Eitelkeit — eine geistliche bei Stilling, eine geistige bei Bahrdt.

Charakteristiken.

Talleyrand. Chateaubriand.

Talleyrand.

Es iſt ſchon oft verſucht worden, Talleyrand zu ſchildern. Man darf ſich darüber nicht wundern; er hat eine zu lange, zu bedeutende Rolle geſpielt, als daß es anders ſein könnte. Man hat ſehr gute Portraits von ihm, die ſich dennoch untereinander nicht gleichen. Wie kommt dieſes? Iſt Talleyrand ſo veränderlich? Oder ſind jene Bilder ſo ungleich, weil ſie zu verſchiedenen Zeiten, an verſchiedenen Orten gemalt wurden? Der Talleyrand der National-Verſammlung konnte ſicher nicht der Talleyrand der Londoner Konferenz ſein, Talleyrand im Salon nicht Talleyrand im Staatsrath; er mußte anders ausſehen vis-à-vis der Madame Grant, als vis-à-vis des Kaiſers Napoleon. Allein dieſe Verſchiedenheit iſt auch nicht gemeint; es ſind die Urtheile über den moraliſchen Werth des Mannes, die ſo entgegengeſetzt ausfallen! entſcheiden wir nicht, betrachten wir!

Wenn hier aber eine Skizzirung Talleyrand's verſucht wird, ſo iſt es keineswegs das ſtolze Gefühl: Auch ich bin ein Maler, was dem Verfaſſer den Crayon in die Hand gegeben. Meine Zeichnung mag ſchlechter ausfallen, als andere, doch ſie wird eigenthümlich aufgefaßt ſein.

Bei dem Namen Talleyrand ist mir immer Gellert's Fabel vom „Blinden und Lahmen" eingefallen. Wirklich, Talleyrand scheint der Lahme zu sein, den die Blinden auf sich reiten lassen. Er lenkte die blinden Regierungen, so lange sie folgen wollten und er stieg ab, wenn sie hartmäulig wurden und sich auf die Hinterbeine setzten. Talleyrand war kaum abgestiegen, so stürzten die Blinden in den ersten besten Abgrund.

Es ist dies die Geschichte seiner vielfachen Wortbrüchigkeit, seines, ich weiß nicht, wie oftmaligen Meineides. Ich lasse mir diese Vorwürfe gefallen, wenn sie aus dem Munde eines Deutschen kommen, der Deutsche hat noch immer ein Recht zu solchen Vorwürfen, weil er den alten Ruhm der Treue nicht verloren, aber, ich gestehe, im Munde der Franzosen sind mir diese Invectiven so widerlich, als unerklärlich. Die Wortbrüchigkeit Talleyrand's ist nur deswegen auffallender, als die Anderer, weil der Mann höher, eminenter dastand; aber was er gethan, thaten mit ihm Hunderte und Tausende! Wir haben den Almanac des girouettes noch nicht vergessen.

Daß Talleyrand seine Wendungen und Schwenkungen leichter, zierlicher, graciöser machte, daß er empfindlicher war gegen das Umsetzen des politischen Windes, besser eingeölt, wenn ich mich so ausdrücken darf, daß er mehr Glück hatte, das war es, was man ihm nicht verzeihen konnte. In der That hat er immer viel Glück gehabt, er hat die gefährlichsten Klippen umsegelt, ohne bedeutenden Schaden zu nehmen, sein Glück ist sprichwörtlich geworden. Er gleicht der Kugel im Roullet, welche die Farbe zur Siegerin macht, für welche sie sich entscheidet. War er willenlos, wie diese, oder trug sein Blick so scharf in die

Zukunft? War es mehr sein Geist, der ihn lenkte, als sein Glück, oder fand Fortuna einmal Geschmack am Geist und war für ihn geschäftig?

Es ist hiermit ausgesprochen, was die Erscheinung Talleyrand's so merkwürdig macht: die Vereinigung so vielen Geistes mit so großem Glücke. Wann sah man so viel Glück bei so viel Geist, wann so viel Geist bei so vielem Glücke?

Begünstigt das Glück den Geist? Endlich wohl freilich, aber auch unausgesetzt, wie Talleyrand, den es von der Wiege an nicht verließ, dem es zuweilen untreu *schien*, nur um zu zeigen, wie sehr es ihn liebe? —

Das Sprichwort sagt: das Glück hilft dem Dreisten. Ich fürchte, daß es den Dummdreisten meint. Talleyrand war eigentlich nie dreist, nie kühn; seine verwegensten Schläge *scheinen* nur verwegen, sie sind Resultate einer sehr durchdachten Berechnung.

Es giebt eine Art von Geist, der, indem er über dem Zufalle schwebt, ihn zu beherrschen weiß oder doch, wo er ihm weichen muß, dieses mit einer so guten Manier thut, daß man meint, Jener habe eben nichts Anderes gewollt, als was dieser verfügte.

Dieser Geist ist der Spielgeist.

Jeder Geist, der unbefangen genug bleibt, die Geschäfte als ein Spiel zu betrachten — wodurch der nothwendige Ernst durchaus nicht ausgeschlossen wird — bleibt deshalb *über* ihnen und erhält sich eine ungetrübte Klarheit, einen heitern Blick auf den Zusammenhang der Dinge. Ohne ein solches Abwehren und Bändigen umdüsternder Leidenschaft hat es nie weder einen großen Feldherrn, noch Staatsmann, noch Künstler gegeben.

Dieser Geist ist es, welcher Talleyrand die zahl-

reichen Witzworte eingiebt; mit denen er den trockenen Ernst diplomatischer Verhandlungen zu erheitern und zu beleben weiß.

Es ist charakteristisch an Talleyrand, daß er gut und gern Whist spielt; nicht ohne Ursache empfiehlt der lebensweise Goethe jungen Leuten, die sich in der Welt umthun wollen, das Spiel.

Talleyrand hat eben so mit wirklichen Königen gespielt, als mit Kartenkönigen; er versteht nicht blos Whist, sondern fast alle Spiele — unter Andern das Intriguenspiel.

Außer mehreren andern bedeutenden Schriftstellern haben auch Heine und Börne über Talleyrand sich vernehmen lassen; Jener im „Salon," Dieser in seinen „Briefen aus Paris." Es ist merkwürdig, daß Heine, welchen in der Regel Frivolität vorgeworfen wird, das Leben des greisen Diplomaten mit dem rhadamantischen Ernst einer unerbittlichen Moral verdammt, während der strenge Börne ihn, nächst Lafayette, den größten Charakter der französischen Revolution nennt. Börne will nichts von der Natur des Chamäleons in ihm finden, die äußere Erscheinung macht ihn nicht irre, durch all' das mannigfaltige Farbenschillern erkennt er einen konsequenten, großen Charakter. „Immer habe Talleyrand Regierungen verlassen, deren Lebensprincip erloschen gewesen, um sich zu denen zu wenden, bei welchen er ein solches erkannt. Ihm vorwerfen, daß er den Sturz des Direktoriums, Napoleons, der Bourbons früher gewußt, als Andere, und demgemäß gehandelt habe, heiße ihm seine größere Klugheit vorwerfen." Freilich, Talleyrand hat stets gedacht: „le roi est mort, vive le roi;" nur daß man dieses alte

loyale Wort cum grano salis nehmen, und von den Regierungen verstehen muß.

Der Fürst Talleyrand soll seine Memoiren niedergeschrieben haben. Was werden sie uns bringen? Gewiß nicht ein Haar mehr, als wir wissen sollen; darin werden sie sich von den meisten Memoiren unterscheiden. Auch Chateaubriand schreibt die seinigen und — wie irgendwo bemerkt wurde — beide Werke werden sich gegenseitig ergänzen. Wir werden das verlaufene Jahrfunfzig unter dem doppelten Gesichtspunkte des Idealisten und Realisten betrachten können, denn wie Jener zu Diesem, verhält Chateaubriand sich zu Talleyrand. Beide Männer sind sich polarisch entgegengesetzt; wie Chateaubriand dem Pole nahe ist, wo das Gefühl sich zur Schwärmerei entzündet, so Talleyrand dem, wo der Verstand zur Kälte des Eises erstarrt.

Chateaubriand.

Die Franzoſen ſind von jeher Schauſpieler geweſen wie ſie es noch heute ſind. Deswegen iſt ihre Geſchichte ſo dramatiſch, deswegen auch verehren ſie ſo ſehr ihre großen Schauſpieler, deswegen beweinen ſie noch immer Talma, bewundern die Mars trotz ihrer Runzeln, und ſtaunen Chateaubriand an, der ſich zwar von der politiſchen Bühne zurückgezogen, hin und wieder aber literariſch noch einmal auftritt. Man würde ungerecht gegen Chateaubriand ſein, wollte man ihm ein großes theatraliſches Talent abſprechen; auch hat er es mit Fleiß geübt und ſein ganzes Leben hindurch ausgebildet. Schlägt einſt ſeine letzte Stunde — wir wünſchen ſowohl für ihn, als für uns, ſie möge noch recht fern ſein — kann er ſich, wie Cäſar Auguſtus den Spiegel reichen und das Haar ordnen laſſen, er kann, wie Jener fragen: „Hab' ich meine Rolle gut geſpielt?“ und hat keine verneinende Antwort zu befürchten. Nur zu beſcheiden wäre für Chateaubriand jene Frage, da er nicht Eine, ſondern mehrere Rollen und alle gut geſpielt hat. Er rühmt ſich zwar der Einheit in ſeinem Leben, des unveränderlichen Gedan-

kens, welcher es beherrscht, aber dies ist wieder ein in die heutige Rolle gehörendes Wort. Wir lassen uns nicht täuschen.

Chateaubriand's Leben zerfällt — nach seiner eigenen Angabe — in drei Epochen; in jeder derselben hatte er ein wichtiges Ziel im Auge, welches er aber leider niemals erreichte. In der ersten Epoche war er Reisender, er strebte nach dem Ruhm des Entdeckers, er wollte die Frage über die nordwestliche Durchfahrt zur Entscheidung bringen, welches ihm bekanntlich mißlang. In der zweiten trat er als Schriftsteller auf, er wollte die im Staube liegenden Altäre erheben, die zerstörten Tempel neu aufbauen; die Franzosen machen sich aber noch immer sehr wenig aus der Religion, und so sehr man den „Genius des Christenthums" bewunderte, blieben die Kirchen dennoch leer, wenn nicht irgend ein Spectakel, wie z. B. die Krönung Napoleons, sie füllte. In seiner dritten Epoche war Chateaubriand zu politischem Einfluß gelangt, er wollte den Thron der Bourbons befestigen, dadurch, daß er sie zur offenen Annahme der repräsentativen Regierung bewegte, er hatte zuerst ausgegrübelt, daß die Charte eine Wahrheit sein müsse, auch wollte er seinem Vaterlande die Preßfreiheit erobern. Nachdem die Bourbons *ihn* fallen gelassen, fielen sie selber, aber, nach allen Schriften Chateaubriand's für Freiheit der Presse, hat auch die Juli-Regierung sich zu den Septembergesetzen genöthigt gesehen — oder dies gewähnt.

Diese Selbstgeständnisse schon zeigen uns Chateaubriand's Schwäche. Wie? Er macht sich an drei so große, so bedeutende, so ruhmversprechende Unternehmungen und giebt eine nach der andern auf, um sich

zu einer neuen zu wenden? Das ist nicht das Kennzeichen eines Mannes, dem es mit seiner Sache Ernst ist. Columbus sollicitirte in Genua, in Portugal, in Frankreich, in England, in Spanien um die Mittel zu seiner Reise, er sollicitirte Jahre lang, immer mit vergeblichem Erfolg, aber er ließ sich nicht abschrecken. So gelang es ihm, endlich das zu erreichen, wonach er strebte. Chateaubriand hat zwar noch immer seine klingenden Worte bereit für die Kirche, er spricht noch immer für Preßfreiheit, aber er treibt zu viel — wo er doch Eins nach dem andern betreiben sollte. Mag er sich daher nicht beklagen, wenn seine Projecte ihm fehlschlagen.

Doch Chateaubriand hat an alle diese Dinge niemals in dem Grade ernsthaft gedacht, als er uns wohl einreden möchte. Diese schönen Dinge bildeten nur die Unterlage, auf welcher der Prachtbau seiner flimmernden Phrasen sich aufthürmte. Seine Sprache ist eben zu schön, zu geglättet, als daß es mit der Sache so sehr Ernst sein könnte. So schön haben nicht Luther, nicht Hutten gesprochen, nicht Mirabeau, nicht Paul Louis Courier. Die haben keine solche Filigranarbeit geliefert. Nein, dem edlen Vicomte geht alle Naivität ab, es ist zu viel Gemachtes, zu viel Coketterie in seinem Wesen; er schielt nach allen Seiten, den Applaus erwartend; wir bewundern sein Talent, aber unser Vertrauen behalten wir für uns, wir sind nicht so leichtsinnig, es für schöne Worte zu verschenken.

Ich nannte Chateaubriand einen Schauspieler; ich will die Beweise häufen; sie liegen dick um mich her, ich brauche nur zuzugreifen.

Der bedeutsamste Abschnitt in Chateaubriand's Le-

ben ist ohne Zweifel die Periode der Restauration, während deren Verlauf er zu verschiedenen Malen in hohen Stellungen sich befand. Diese Periode zerfällt aber in Beziehung auf Chateaubriand wiederum in zwei Abschnitte; in der ersten war er der heftige Vertheidiger strenger Maaßregeln, in der zweiten neigte er sich zur liberalen Seite. Sonderbar! In den ersten Jahren der Restauration leidet die Regierung an Hyperſthenie, und Chateaubriand empfiehlt ihr stärkende, reizende Arzneien, in der spätern ist Asthenie ihr Leiden, und er verordnet ihr Aderlässe, Purganzen u. s. w. Sonderbar, wie gesagt, aber vielleicht paßt der Schlüssel, welchen wir gefertigt, vielleicht vermag er dieses geheime Fach aufzuschließen. Chateaubriand stand während der ersten Jahre der Restauration auf dem Postamente der Gewalt und des Ansehens, er stand so hoch, so nah bei den Tuilerieen, daß die guten Pariser, die doch gern in jener Gegend spazieren gingen, ihn wohl beachten mußten. Da er nun später das Postament verlassen mußte und es ihm unerträglich war, so im großen Haufen zu verschwinden, so gar nichts mehr von sich reden zu hören, warf er sich in die entgegengestreckten Arme einer über solchen Erwerb triumphirenden Opposition.

Die Julirevolution setzte Chateaubriand in eine neue Lage, aber mit dem feinen Tacte, welcher dem Talente eigen, wußte der große Schauspieler sie auf's Scharfsinnigste zu beurtheilen und auf's Schlaueste zu benutzen. Sympathie mit dem Bürgerkönigthum hätte sich vielleicht gefunden; ist doch Chateaubriand, wie er sagt, Republikaner aus Geschmack und, ist man Republikaner, findet man sich zur Noth wohl zurecht am

Hofe eines Bürgerkönigs. Allein Chateaubriand mochte die praktisch-ökonomisch-soliden Tendenzen Ludwig Philipps wittern, die mit seinen eignen poetisch-licenciösen etwas scharf contrastirten. Dazu konnte er — er der Einzelne der ganzen Begeisterung jener Zeit gegenüber sein unbestreitbares Talent strahlen lassen. Blieb ihm noch eine Wahl? Nein, er wählte, und wie er gewählt, ist uns Allen im frischen Gedächtniß. Nun strömten seine Elegien, nun hagelten seine Sarkasmen, und wie das ganze Frankreich verjüngt schien, war der alte Chateaubriand wirklich verjüngt.

Wahrscheinlich hat dies erneute Jugendgefühl ihm den Gedanken eingegeben, mit seinem baldigen Tode häufig zu kokettiren.

Kaiser Carl V. hat einmal die Ceremonie seines Leichenbegängnisses mit sich vollziehen lassen im Kloster von St. Jago, und mit diesem einen Male hatte er genug. Nicht so Chateaubriand. Er erbaut sich alle Tage seinen Katafalk, zündet alle Tage seine gelben Wachslichter an und legt sich alle Tage in seinen Sarg, in dem seine Verleger ihn umherschleppen müssen. Ein schauerlich-wollüstiges Vergnügen. Nachher müssen diese Herren Verleger den Leichenschmaus serviren, welcher sehr theuer, und den der Wiedererstandene sich wohlschmecken läßt.

Wenn man aus allem hier Gesagten schlösse, ich halte Chateaubriand für jeder Aufrichtigkeit bar und unfähig, müßte ich bedauern, mich so unrichtig verstanden zu sehen. Chateaubriand heuchelte nicht, nur stand hinter allen Gefühlen, die seine Beredtsamkeit offenbarte, ein anderes, welches er schweigen ließ, obwohl es das mächtigste war. Es ist dem Menschen

nicht gegeben, wider seine Natur zu handeln. Chateaubriand fühlte seine Bedeutung, und da diese nicht überall in ihrem ganzen Gewichte anerkannt wurde, griff er zu Kunstmitteln, eine solche Anerkennung zu erzwingen; er drängte sich entweder mit Gewalt vor, oder trat zurück mit Eclat.

Ich habe den schriftstellerischen Character Chateaubriand's wenig oder gar nicht berührt; der menschliche war mir wichtiger; auch sind seine Werke so vielfach besprochen worden, daß man über diese wohl nur Worte verlieren könnte. Eine Bemerkung jedoch muß ich mir erlauben, und auch diese nur darum, weil sie mit Obigem zusammenhängt. Ich beschuldigte Chateaubriand, daß er nirgendwo ganz wahr sei; ich muß diese Behauptung aber einschränken. Wo der Haß in Chateaubriand sich Luft macht, ist seine Rede nackte Wahrheit, wie denn der Haß überhaupt die wahrste Leidenschaft ist, die, welche am wenigsten täuscht. Spricht nun ein neuerer Schriftsteller — wenn ich nicht irre, Laube, in seinen „Reisenovellen" — Chateaubriand den Witz ab, so kann ich nicht umhin, Protest einzulegen, und wer Chateaubriand's politische Broschüren: „De la réstauration et de la monarchie élective." „De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X. et de sa famille" gelesen, wird diesem Protest beitreten. Nur ist es nicht der possenhafte Witz mit der Pritsche, der, wie er selber lacht, auch Andere zum Gelächter reizt — ihn entfaltet Chateaubriand nicht. Es ist der Witz des Unmuths und des Zorns, ein leuchtender Blitz aus dunkeln Wetterwolken, der seine grellen Lichter spielen läßt und jede geschmückte Misère in der kahlen Farbe der Fäulniß erscheinen läßt. Es ist der Witz

der ergrimmten Wahrheit. Da fallen alle Prunkgewänder wie morscher Zunder, und wie in Bürger's „Lenore" erschauen wir ein scheußliches Gerippe. Es ist mit einem Worte, der tödtliche, der vernichtende Sarkasmus.

Satyrische Miscellen.

Ein Geisterbesuch.

Wenn die Stadt Naumburg einige Celebrität besitzt, so verdankt sie diese vielleicht nicht nur den umliegenden Rebenhügeln, den Nebenbuhlern der Potsdamer und Grüneberger Weinberge, sondern auch dem famosen Stücke: „Die Hussiten vor Naumburg.“ Der Naumburger hat eben so beißende Kritiken erfahren, als Kotzebue's Drama; beide sind gleich wässerig, gleich wenig das, was sie sein wollen. Dennoch ist es immer besser, Celebrität besitzen, als nicht, stütze sich jene nun, worauf sie wolle.

Es liegt in manchem Namen eine ganz eigenthümliche Magie; so für mich in dem Namen „Naumburg.“ Es klingt etwas so Ruhiges, Idyllisches daraus hervor, welchem der Anblick des Ortes durchaus nicht widerspricht. Man hat das Erscheinen der Hussiten vor Naumburg neuerdings in das Gebiet der Sage verweisen wollen, wie die historische Kritik denn überhaupt etwas spitzfindig geworden. Lassen wir die Kritik sichten und mäkeln, ich meinerseits glaube, Procop hat vor Naumburg gestanden und es ist ihm eine idyllische Rührung überkommen, die Ahnung hat ihn angewandelt, Kotzebue werde ihn zum Helden eines Drama's machen neben dem Viertelsmeister Wolff, und diese Ahnung hat ihn schleunigst vertrieben. Er ist so schleunig abmarschirt,

daß jetzt die Geschichtsforscher zweifeln, ob er je vor Naumburg gewesen.

Idyllisch, sage ich, hat mir immer der Name dieser Stadt geklungen, und da Verhältnisse keiner Art mich fesselten, nahm ich jüngst meinen Wanderstab und siedelte mich über nach Naumburg, wo ich gegenwärtige Zeilen schreibe.

Es ist ein ziemlich freundliches Zimmer, was mich aufgenommen; zwar nicht von moderner, sondern antiker oder vielmehr etwas antiquarischer Freundlichkeit. Da findet sich noch ein alter Großvaterstuhl, da steht noch eine jener colossalen Commoden, da hängen noch mehrere jener nachgedunkelten Bilder, alte Familienstücke, wie sie uns an unsere Großältern erinnern. Ich liebe diese Alterthümlichkeit; sie ist mir nicht, wie so manchem Andern, peinigend. Nachdem ich mich eingerichtet, mein Königreich kennen gelernt, nachdem ich, wie Graf Maistre, die Reise um mein Zimmer*) gemacht, stieß ich auf Etwas, was mir bisher gänzlich entgangen war.

In einem Winkel des Zimmers hing nämlich ein Bild, was einen gar sonderbaren Eindruck auf mich machte. Mich wunderte, daß ich es bisher übersehen. Wie konnt' ich dieses Gemälde nicht bemerken? Indessen — warum sollte ein Portrait nicht übersehen werden können, da es so manchem bedeutenden Menschen nicht besser gegangen?

Das erwähnte Bild stellt einen Mann in mittlern Jahren mit breitem rothen Gesicht dar; eine gar wohlbehäbige Gestalt, die zwischen Kotzebue's „Pachter Feldkümmel" und Iffland's „Oberförster" die Mitte

*) Voyage autour de ma chambre p. M. Cte. de Maistre.

hält, so jedoch, daß der Oberförster vorwiegt. Der Mann stützt sich mit der Linken auf einen Tisch, die rechte Hand hat er in die Seite gestemmt. Auf dem Tisch befinden sich ein ungeheurer Humpen, ein Eisenhandschuh, ein colossales Tintenfaß und eine bis auf den Stumpf abgenutzte Schreibfeder.

Es war am 1sten des ... in der Nacht, als die Begebenheit sich ereignete, welche ich nunmehr den Lesern mittheilen will. Die Lampe brannte düster, auf den Straßen herrschte die gewöhnliche Stille und ich träumte von Diesem und Jenem, von Vergangenheit und Zukunft, wie Jenes zu ändern und Anderes leider nicht mehr zu wenden sei. Mich überschlich ein Gefühl der Melancholie, der Beklommenheit, der Einsamkeit, so daß ich für die unbedeutendste Unterhaltung viel geboten hätte.

Die Uhr schlug zwölf; da öffnete sich die Thür und herein trat mit leisen Schritten ein Mann im grünen Schlafrock und mit weißer Nachtmütze, dessen Züge mir auf seltsame Weise bekannt und dann wieder unbekannt vorkamen. Ich schien ihn wenig zu geniren, und ohne sich irgend um mich zu bekümmern, ließ er sich gemächlich auf den Großvaterstuhl nieder, der — mir gegenüber — am Tische stand.

Da es eben zwölf geschlagen und ich eigentlich nichts weniger bin als dumm, begriff ich die Bedeutung der Erscheinung sogleich. Ich gedachte des Herrn Doctor Justinus Kerner in Weinsberg und seiner ältern wie neuern Entdeckungen und vermuthete, daß hier ein Bewohner des Mittelreichs auf ziemlich unverschämte Weise in meine Welt hineinrage. Sogleich sann ich darüber nach, wie ich die unerwartete Erscheinung auf die zweckmäßigste Weise benutzen möge;

daß sie mir zur Aufklärung der Welt nicht viel dienen werde, das hatt' ich indessen auf der Stelle weg.

Die Gestalt hatte sich alsobald einer Lage Papiers bemächtigt, die auf dem Tische vorhanden; sie hatte sich das Tintenfaß und sämmtliche Schreibfedern zugeeignet und begann jetzt zu schreiben — aber mit einer Heftigkeit, mit einer Vehemenz — nein, davon hat kein Mensch einen Begriff.

Von meinem Erstaunen in etwas zurückgekommen — nachdem ich mich mit meiner seltsamen Lage einigermaßen vertraut gemacht, erkühnte ich mich, die grüne imponirende Gestalt in der Schlafmütze zur Rede zu stellen; ich wurde mit einem Worte grob und fragte kurz angebunden: „Wer seid Ihr, und was sucht Ihr hier?"

Die heftig ausgestoßene Rede schien dem ungebetenen Gast nicht sehr zu imponiren; er erhob sich ruhig, ging oder schwebte vielmehr einige Male im Zimmer auf und ab, setzte sich eben so ruhig wieder nieder, rückte das Papier, was sich verschoben, gelassen zurecht und begann von Neuem emsig zu schreiben.

Die eigenmächtige Einquartierung wurmte mich indessen doch gar zu sehr, ich gerieth mehr und mehr in Harnisch und schon wollt' ich meinem Unwillen aufs Neue durch Worte Luft machen, als die fremde Gestalt im Schreiben inne hielt und sich in folgenden seltsamen und schauerlich klingenden Worten vernehmen ließ:

„Hol' mich der Teufel! — Vortrefflich gelungen! — O, Adolph, Raugraf von Dassel — und Rüdanger — und das Rüdengebelle — und die Rüstern — und das brennende Kloster und die schmorenden Mönche;

ha, Cramer, unsterblicher Cramer! so etwas ist Dir noch niemals gelungen!"

„Cramer, Cramer?" sagte ich vor mir hin — „ja so." Ich erinnerte mich nun an das, was ich gestern im Conversations-Lexikon gelesen, daß nämlich der berüchtigte Romandichter Cramer hier gelebt und gewirkt, daß er hier den größern Theil seiner Werke verfaßt. Das oben beschriebene Bild fiel mir ein, ich konnte mir erklären, warum die Gestalt mir bekannt erschienen. Denn keinem Zweifel war es mehr unterworfen: jenes Portrait stellte den Ritterromanverfertiger Cramer vor, das bewiesen der Humpen, der eiserne Handschuh, das Tintenfaß.

Alle diese Betrachtungen folgten sich rasch; ich beschloß, das Gespenst, als ehemaligen Literaten, etwas höflicher zu behandeln, räusperte mich und begann mit angenehmer Stimme: „Mein Herr!" —

„Herr, Herr!" — lautete die barsche Antwort, „Herr, Sie scheinen nicht zu wissen, Herr, daß ich in meinem Leben nur 99 Bände geschrieben und daß ich demzufolge, Herr — in der That, der Geduldsfaden reißt mir."

„Nicht mehr?" — erwiederte ich — „nun, wenn dieses ist, und 99 Bände scheinen mir denn doch keine kleine Anzahl, so finde ich es übermenschlich hart, Sie, mein ehemaliger Herr Cramer — denn der waren Sie doch wohl — auch in Ihrem körperlosen Zustand mit Schreiben zu bemühen, Sie zu quälen mit Anfertigung von Ritter- sowohl als sonstigen Romanen. Sie müssen also wohl noch andere Sünden begangen haben, als gegen den guten Geschmack."

Der Geist machte hier eine Bewegung, als schlüge er heftig auf den Tisch, und das Feuer, was seinen

Augen entströmte, war wirklich schrecklich. Er legte die Feder nieder und sagte nach einer Pause:

„Hat es denn je vernünftige Recensenten gegeben? Haben je Leute von Einsicht dieses Amt verwaltet? Mohrenelement! Herr! das sagen Sie mir!" —

„Das ist eine häkliche Frage" — meinte ich — „allein ich begreife nicht, was die Recensenten bei der Sache zu thun haben. Sie haben ja während Ihrer irdischen Laufbahn genug durch das Volk gelitten; sollte denn seine Macht zu kränken und zu beschädigen auch über das Grab hinausreichen?" —

— „Ihr seid ein junger Fant, der noch nicht viel nachgedacht zu haben scheint. Indessen das leidige Denken! — es hat mir auch niemals großen Spaß machen wollen. Also wisset, daß es dort oben auch Recensenten — Himmelhunde! — giebt, die Strafen dictiren für Schriften, hier verfaßt, wenn diese ihrem verwöhnten Gaumen nicht zusagen, wenn sie nach ihrer Meinung schlecht sind. Donner —"

— Nur nicht so viel geflucht; das ist jetzt ganz aus der Mode gekommen. —

— „Ich werde mich nach Euch nicht geniren" — fuhr Cramer fort — „ich habe in diesem Zimmer so manchen mündlichen und schriftlichen Fluch ausgestoßen, daß ich bei meiner alten Mode bleiben will. Also schlecht haben die Kerle meine Bücher gefunden. Ha! was sagt Ihr dazu, mein Raugraf schlecht! mein Erasmus Schleicher, mein lahmer Wachtelpeter schlecht, mein —"

— Spart Euch das Verzeichniß; sie stehen hier alle im Katalog der Leihbibliothek —

— „Also, so lebe ich doch noch in meinem lieben, guten, alten deutschen Volke. Ja, das sieht den alten Jungens ähnlich. O, das muß ich Spieß erzählen,

meinem Spieß! Zum Henker! Ich werde ganz wehmüthig. Hieß es nicht immer: Cramer und Spieß, Spieß und Cramer, und klang es nicht so schön wie Schiller und Goethe, oder Goethe und Schiller, eben so schön, aber viel vertraulicher und nicht so vornehm. Also es ist wirklich wahr, ich lebe noch in der Leihbibliothek? Versichert mirs noch einmal, trauter Freund!" —

— Ja, Ihr steht da noch wie sonst; Ihr kennt ja wohl das Epigramm, was Matthisson auf Euch Beide gemacht hat:

Staubig, doch sonst ohne Makel sind Schiller und Goethe zu schauen,
Aber an Cramer und Spieß haftet unendlicher Schmuz.

Schmierig sind Eure Bücher, wie sonst, aber ich fürchte, sie sind jetzt auch staubig —

„Daß der Teufel Euch hole und Euren Matthisson dazu! Was zum Henker will der Kerl mit seinen Mandelmilchgefühlen, mit seinen Zuckerwasserempfindungen, mit seiner Begeisterungsflamme, an der man sich kaum eine Tasse Thee kochen kann? Und, was den Schmuz anbelangt, so scheint der einfältige Patron gar nicht gewußt zu haben, daß dieser glänzende Schmuz eine glänzende Empfehlung meiner opera ist; ohne diesen Schmuz war ich nicht ich, wäre Cramer nicht Cramer, hätt' ich nicht das Viertel des Honorars bekommen, was ich in meinem Leben erschwungen; von, mit und durch diesen Schmuz hab' ich existirt. Schmuz, Dir hab' ich gelebt, Schmuz, Dir bin ich gestorben."

— Freund! das ist eine schmuzige Hymne, welche Ihr da singt — unterbrach ich seine Begeisterung deren Strom alle Dämme durchbrechen zu wollen schien. Es ist übrigens bei Gelegenheit Eurer Schriften nicht allein von dem physischen Schmuze die Rede, welcher

an ihnen klebt; der kommt auf Rechnung Eures Publicums, den setzt man auf das Conto seiner ungewaschenen Finger. Es ist von jenem geistigen Schmuze die Rede, der uns von Euren unsaubern Blättern entgegen duftet und so die äußere Erscheinung mit dem Inhalt in eine zwar wunderbare, aber keineswegs erfreuliche Harmonie bringt — von Eurer Sucht, nur die gemeine, ordinaire Seite am Menschen zu schildern und die noble, anständige beharrlich zu ignoriren." —

— „Diese eure Bußpredigt sind' ich sehr langweilig" — meinte der Geist Cramers — „und unzeitig ist sie nun vollends. Sagt, guter Freund, sind denn Eure jetzigen Schriften etwa weniger schmuzig? Mit nichten."

— Wie könnt Ihr von denen reden? Ihr wollt wohl nur auf den Busch schlagen; guter Herr, Ihr sollt mich nicht fangen, Ihr, der Ihr redet, wie der Blinde von der Farbe. —

— „Ich, wie der Blinde von der Farbe reden?

Wir halten die Jenaer Zeitung
Selbst in der Hölle und sind immer mit Allem bekannt.

Ihr seht, daß ich Euch auch mit einem Epigramme dienen kann!"

— So? und ich will Euch mit einer Wahrheit dienen. Wenn die Jenaer Literatur-Zeitung Euch dergleichen, wie Ihr da vorbringt, gesagt hat, so hat sie Euch etwas aufgebunden. Die gute Alte setzt sich zuweilen sonderbare Dinge in den Kopf. —

— „Die gute Alte!" — Cramer schlug die Hände über dem Kopf zusammen — „welche Impertinenz, junger Herr! Das geht um Kopf und Kragen, falls Ihr zu der edeln Zunft der Autoren gehört." —

— Beunruhigt Euch deswegen nicht; in Nürn-

berg hängen sie keinen, bevor sie ihn gefangen haben. Die Jenaer Zeitung fängt aber nur Grillen. —

— „Nun meinetwegen! Leiden hab' ich sie zu meiner Zeit auch eigentlich niemals gekonnt und sie hat mir manchen Schabernack zugefügt. Aber nun auf unser Capitel zurückzukommen — ich kenne Euch nicht bloß aus jenen Blättern, ich kenne Euch auch aus Euren Schriften und von denen wüßte ich eben nicht viel zu rühmen." —

— Traurig genug für uns! Was habt Ihr denn an ihnen auszusetzen? —

— „Wartet einen Augenblick! Wir müssen die Sache methodisch angreifen." —

— Wie Ihr wollt, und worin denn besteht Eure Methode? —

— „Nur nicht hitzig, Eile mit Weile. Das Gebiet der ganzen Literatur zerfällt nach meiner unmaßgeblichen Meinung in drei große Zweige. Diese sind: der Ritter-, der Räuber- und der gewöhnliche Roman. Diese drei Gebiete wollen wir nun durchgehen, wir wollen meine Schriften mit den heutigen vergleichen und sehen, welche die andern ausstechen." —

— Ich habe gegen Eure Methode nichts einzuwenden; fangt immerhin Eure Vergleichung an, ich werde meine Einwürfe machen, wo ihr mich nicht überzeugt. —

— „Topp! es gilt, beginnen wir also mit dem Ritterroman, der unstreitig die Krone und Blume der Literatur ist — trotz des Herrn Cervantes, der schon durch seinen Vornamen Michel beweist, was eigentlich auf seine Ansichten zu geben. Nun stellt mir 'mal meinen Raugrafen oder die Löwenritter von Spieß

neben die Helden des Barons mit dem französischen Namen — wie heißt er doch gleich?" —

— Wie, Ihr wollt Euch mit de la Motte Fouqué auf eine Linie stellen? Alter, Ihr seid zu kühn. Stellt Euren Raugrafen gegen die Ritter, die von Quedlinburg ausreiten. —

— „Ich bin meiner Sache gewiß." —

— Also Ihr wollt Euch mit Fouqué messen? Was habt Ihr gegen Fouqué? —

— „Vielerlei. Erstens fehlen die schlechten Pfaffen ihm ganz, nicht über einen Einzigen hat er zu disponiren." —

— Nun, das will so viel nicht sagen. —

— „Ihr plappert in den Tag hinein! Ein Ritterroman ohne einen erzspitzbübischen, versoffenen, ver—"

— Mäßigt Euch, Alter!

„Kommt mir gerade vor, wie ein Hund ohne Schwanz. Die Flüche fehlen, die Zoten mangeln." —

— Nun, ich meine, das sollt' ihnen zur Empfehlung gereichen. —

— „Wie Ihr auf dem Irrwege seid! Euer Goethe — und den werdet Ihr doch gelten lassen, jeder neue Ankömmling in unserm Revier schwört ja nur bei seinem Namen — Euer Goethe war einmal der Vollkommenheit nahe, da hat er mich gerührt, da fühlt' ich mein Herz sympathetisch mit dem seinigen schlagen, und das war bei jener Stelle, die irgend ein Pinsel ihn später streichen hieß, bei jener Stelle, wo der edle Götz den Trompeter der Reichstruppen vom Fenster aus abfertigt. O, ich kenne die Stelle auswendig und ich will sie Euch vordeclamiren." —

Ich mußte lachen.

— „Seht," fuhr er fort, „und nach ſolchen Anfängen ein ſo tiefer Fall!" —

— Kommt auf Euren Fouqué zurück. —

— „Zweitens, ſeine Ritter ſaufen nicht. Die Wichte! Jeder der Kerls könnte gleich Präſident bei einem Mäßigkeitsverein werden oder wie die Dinger heißen, die ſie jetzt überall ſtiften und die dem Geſchmack an Ritterromanen vollends den Garaus machen werden. Um auf jenen Baron zurückzukommen, da iſt noch mancherlei Makel — da ſchreit kein Käuzlein, da giebts kein Dickicht und kein heimliches Gericht und keine Kreuzwege — alles Hauptmotive, die der gute Mann ganz vergeſſen. Seine Menſcher vollends—"

— Könnt Ihr denn Eure ungeſchlachte Sprache gar nicht ablegen, Ihr alter Sünder? —

— „Nun, die Frauenzimmer, wenn Ihr ſo wollt. Was iſt an den geſchniegelten Dingern? Ich begreife wohl, warum ſo wenig Pfaffen vorkommen, kein feiſter Pfaffe hätte ſich was gemacht aus ſo ſchwindſüchtigen, flüſternden Weſen. So erzeugt ein Fehler den andern. Daß ſeine Helden Narren ſind, werdet Ihr mir übrigens wohl zugeben." —

— Es läßt ſich dagegen nicht viel einwenden. —

— „Aber daß ſie ſich im Dienſte jener Geſchöpfe ſo miſerabel mißbrauchen laſſen, zeigt uns erſt die extragroße Qualität ihrer Tollheit!" —

— Freund, das ſcheint Euch nur ſo, weil Ihr von der Romantik nichts verſteht. Uebrigens müßt Ihr mir geſtehen, daß Euer Raugraf ein pures Kind gegen den Isländer Thiodolf iſt. —

— „Freilich, er iſt nicht ganz ſo ſtark und nicht ganz ſo dumm. Die Zeit um den Befreiungskrieg herum, wo Ihr Euch ſo ſtark und ſo dumm gezeigt,

da konnten Eure Dichter wohl starke Helden schaffen, schade nur, daß sie zugleich dumm werden mußten. Wenn also mein Raugraf gegen jenen Thiodolf ein Kind ist an Kräften, so ist Thiodolf ein Kind an Verstand gegen meinen Raugrafen, und nicht das allein, er ist ein Kind gegen ein sechsjähriges Kind. Auch hab' ich noch nicht gewußt, daß Island die Schule der Galanterie; der Baron hat allerlei sonderbare Entdeckungen gemacht. Seht, nach meiner Meinung hätte er, statt sich einen solchen dickköpfigen Berserker aus Island zu verschreiben, lieber isländisch Moos kommen lassen für seine hektischen Fräuleins" —

— Laßt endlich den armen Baron, seine Stunde hat geschlagen. Kommt auf ein anderes Capitel! —

— „Ich will Euch den Gefallen thun, obschon ich noch viel zu sagen hätte. Wir sind nun beim Räuberromane, aber Räuber- und Ritterroman, das macht eigentlich keinen großen Unterschied. Gestohlen wird in beiden, gesoffen auch; edel und großmüthig sind die Räuber in der Regel auch. Man kann beide Gattungen nach denselben Regeln tractiren. Ich habe 'mal einen Roman angefangen als Räuber- und geendigt als Ritterroman. Das Abändern machte mir wenig Mühe; ich setzte nur „Burg" statt „Höhle", „Fähnlein" statt „Bande" ꝛc. Bei meiner Gewandtheit war das rasch bewerkstelligt. Wir wollen lieber gleich von dem gewöhnlichen Roman sprechen!" —

— Von den lüderlichen also, wenn Ihr von den Eurigen redet. —

— „Wie könnt Ihr meine Romane lüderlich schelten? Ihr scheint sonderbare Ansichten von der Lüderlichkeit zu haben!" —

— Und Ihr von der Sittlichkeit. Oder ist das

etwa ein sehr sittlicher Ort, wo wir Euren neuen Alcibiades — der übrigens weder ein Alcibiades noch neu war, sondern ein ganz ordinairer Wüstling — gleich zum Entrée erblicken? —

— „Ihr seht wieder einmal den Splitter im fremden Auge und gewahrt nicht den Balken im eigenen. Warum wollt Ihr meinen Helden zur Sünde machen, daß er zuweilen dahin geht, von wo die Eurigen nur zuweilen weggehen? Ja, bin ich recht berichtet worden, habt Ihr nicht übel Lust, Eure eigenen Häuser so einrichten zu lassen, daß Ihr jene andern entbehren könnt." —

— Ihr seid nicht recht bei Troste und habt Euch von irgend einem abgeschmackten Recensenten etwas aufheften lassen. Ihr habt immer wenig Lust gehabt zum Denken im Leben und werdet sie im Tode schwerlich bekommen haben. Wäre dem anders, würd' ich Euch zu beweisen suchen, daß bei naturgemäßerer Einrichtung der socialen Verhältnisse Eure geliebten Institute der Unmoral und Sittenlosigkeit von selber fallen würden. Seht, ich sage das so populair, wie möglich und so wenig grob, wie es geht, weil Ihr wenigstens zum Verketzern weder die Anlage gehabt, noch jetzt die Gelegenheit habt. —

— „Was Ihr da sagt, Freund, mag ganz gut sein, aber ich hab' es mit eigenen Augen gelesen, daß Einer von Euren Berühmtesten sein Romänchen — was Ihr jetzt Novelle nennt — ganz an demselben Orte schließen läßt, wo mein Alcibiades anfängt. Könnt Ihr das leugnen?" —

— Warum sollt' ich etwas leugnen, was Euch doch zu Nichts hilft? Könnt Ihr es denn niemals klein kriegen; es kommt nicht darauf an, was, sondern

wie etwas dargestellt wird. Ihr z. B. mochtet das Edelste darstellen, man erkannte doch Eure ordinaire Seele; ein Anderer, besser bedacht von den Musen, führt uns über einen Pfuhl, ohne daß wir mit ihm versinken. Er führt uns mit dem Fluge der Poesie über den Sumpf, ohne daß wir uns nur die Zehen besudeln. —

— „Salbaderei und kein Ende! Das sind alles Fratzen! Auch ist es Zeit, daß ich mich entferne. Wir sehen uns wohl einmal wieder.“ —

— Ja, Euer Geist wird noch lange umgehen. Aber Ihr — für Eure Person — habt Ihr denn keine Hoffnung, Eures Umherwanderns bald überhoben zu sein? Oder gefallen Euch diese nächtlichen Promenaden? —

— „Gefallen? Nun, ich könnt' es eben nicht sagen, und wie lange sie noch dauern, mag der Henker wissen. Ich will Euch — da mir Eure Freimüthigkeit im Ganzen nicht mißfallen — das abgeschmackte Urtheil mittheilen, was die gelehrte Bank da oben wider mich erlassen. „„Wandle so lange — heißt es — bis ein Buch eben so gut, als Deine Bücher schlecht sind, gleichen Beifall, gleiche Verbreitung, oder bis etwas eben so Schlechtes gar keinen Eingang findet.““ —

Armer Cramer! Da könnt Ihr lange wandern. —

Der Geist war verschwunden; es schlug Eins vom Thurme.

Zur Literatur-Geschichte des nächstkünftigen Decenniums.

„Auch überlasse mich, o Feder, Deinen Grillen," sage ich mit Boufflers oder mit Bürger; ich übernehme keinesweges die Verantwortlichkeit für das, was diese Blätter enthalten werden. Mein Kiel geht mit mir durch — wenn auch im Schritt, und ich fühle nur dunkel, daß ich im Stande bin, einige Eclairciſſements über unſere Zukunft zu geben. In dieſem Gefühl vertraue ich meiner Feder; andere würden von ihrer Begeiſterung reden und ihre Sache dadurch kaum beſſer machen. Was mich empfehlen wird, iſt die geringe Anmaßung, welche ich zeige; meine Feder wird nur die Geſchichte der nächſten zehn Jahre liefern, da es doch weit natürlicher und prophetengemäßer wäre, ſich weniger um das Nächſte zu bekümmern, als um das Fernſte. Es wird dadurch die Prätenſion einer überſcharfen Weitſichtigkeit ermäßigt, andererſeits zeige ich meinen Muth, indem ich nicht zurückbebe vor der drohenden Gefahr, mich lächerlich zu machen, ja dieſes Gelächter auf meine Koſten noch ſelber zu hören. Man ſieht wahrſcheinlich ſchon jetzt, daß ich den alten Propheten wenig gleiche; allein ich werde dem geehrten Leſer noch andere Eigenſchaften an mir zeigen, welche

den alten Propheten abgingen, so wie ich an diesen letztern Qualitäten nachweisen werde, die mir fehlen. Ich habe nämlich das Bestreben, mich möglichst deutlich auszudrücken — ein Bestreben, was bisher alten sowohl als neuen Propheten ziemlich ferne lag, wie denn weder Pythia, die Priesterin, noch Adam Müller, der Bauer, sich einer besondern Klarheit rühmen konnten. Nein, ich will keinen Pyrrhus mit einem doppelsinnigen: „Ajo, te, Aeacida, Romanos vincere posse" täuschen, ich will kein Räthsel durch eine Charade auflösen, noch ein X bestimmen durch ein Y. Dergleichen Verschiedenheiten könnte ich noch mehrere anführen, wenn das nicht zu langweilig wäre und mithin zu lang. Doch eine Eigenschaft habe ich mit andern Propheten gemein — eine, und diese mache ich um so lieber geltend, als ich in Ansehung dieser den ganzen pythischen Chor übertreffe. Ich gelte nicht allein im Vaterlande nicht viel, sondern ich gelte auch im Auslande Nichts; ich bin ein kosmopolitischer Prophet, die ganze Welt ist mein Vaterland, ich besitze das schöne Propheterecht, nichts zu gelten, im superlativen Grade.

Mit welchen Mitteln nun werde ich prophezeien? Werde ich in die Sterne schauen, wie Seni, der Astrolog, oder in die Karten, wie Mademoiselle Le Normand, oder in die Hände der aufwachsenden Schriftsteller-Generation, gleich einer Zigeunerin und mich um ihre Köpfe nicht viel kümmern? Werd' ich aus Glaskugeln wahrsagen, wie Cagliostro, oder gar aus dem Kaffeesatz, welches freilich nur Wahrsager der niedrigsten Classe — Winkel-Pythonissen, thun. Ich hoffe, daß mich Niemand in solchem Verdachte haben werde, es könnte meinen höchsten Zorn erregen. Aber auch jene andern Arten, die ich angedeutet, liegen mir fern, mein Blick

ſoll ohne irgend ein materielles Medium — meine Feder ausgenommen, die ſolidariſch mit mir verbunden iſt — in die Zukunft dringen. Mit ihr will ich es erleuchten, das Dunkel des herannahenden Decenniums, und ſo werde ich — wie der Geſchichtſchreiber ein rückwärts gekehrter Prophet iſt — ein vorwärts gekehrter Geſchichtſchreiber. Was mich am meiſten von andern Propheten unterſcheidet, iſt, daß ich kein Unheil verkündige, keinen Krieg, als höchſtens einen Federkrieg, keine Seuche, keine Peſt oder gar einen nahen Untergang der Welt. Ich glaube in der Ferne nur Schönes und Gutes zu gewahren. Der Leſer kann ſich daher leicht die optative Form erklären, welche dieſe Blätter — wie ich vermuthe — hin und wieder annehmen werden. Ich fühle, daß ſchöne Zeiten kommen werden, aber der Wunſch, ſie möchten ſchon da ſeyn, iſt zu lebhaft, als daß er nicht auf die Geſtaltung meiner Rede ſeinen Einfluß üben ſollte.

Die in Rom hauſirende Sybille wurde immer theurer, je weniger Bände ihres Werkes ſie zum Verkaufe ausbot — ein Verfahren, welches man nicht gehörig zu würdigen gewußt hat. Die meiſten Propheten müſſen um ſo höher bezahlt werden, je weniger ſie von der Zukunft verkündigten und wer gar nichts von ihr ausplauderte, ſollte vor allen Andern den höchſten Preis erhalten.

Ich fürchte nicht, in die Claſſe ſolcher Wahrſager geworfen zu werden, ich ſchmeichle mir vielmehr, daß man mich bald dringend zu neuen Vaticinien auffordern werde. Denn nur einen Theil meiner Ausſichten in die Zukunft gebe ich hier, nur den Theil, welcher ſich auf die Geſtaltung der Literatur — na-

mentlich der deutschen — in den nächsten zehn Jahren bezieht.

Doch ich glaube, der Leser wird der Vorrederei genug haben und meine, es ist an der Zeit, zur Sache selbst zu kommen.

Der wahrhaft beklagenswerthe Mangel an Zeitschriften, Journalen und Taschenbüchern, welcher unsrer Literatur so sehr zur Schande gereicht, wird sicher aufhören. Ja, schon jetzt zeigen sich die erfreulichen Keime neuer Unternehmungen in wünschenswerther Vervielfältigung. Wir sind doch endlich so weit gekommen, daß wir die vier Jahreszeiten durch Zeitschriften besetzt haben. Der Mittag ist endlich auch berücksichtigt worden, und wir können unsrer Mahlzeit einen geistigen Gang zufügen.

..... Nicht ganz so Gutes kann von unsrer Taschenbücher-Literatur gesagt werden. Zwar sind in neuerer Zeit Frühlings-Almanache erschienen, welche die Hoffnung erweckten, in's Künftige werde jede Jahreszeit im Besitz ihres Taschenbuches seyn. Aber nur der Winter und der Frühling sind bis jetzt so glücklich. Der Winter, in welchem gewöhnlich die Frühlings-Almanache erscheinen; der Frühling, in welchem die für das kommende Neujahr d. i. für den Winter bestimmten Taschenbücher ausflattern. So greift der Winter in das Recht des Frühlings, der Frühling in das Recht des Winters; der Frühling, wie der Winter haben ihren wahren Taschenbuchbesitz in partibus infidelium liegen und maßen sich einen andern, ihnen gar nicht zukommenden an. Endlich gebe man doch auch dem Sommer und Herbst ihre eigenen Almanache. Verdienen sie es etwa nicht? Um der lieben Concurrenz den nöthigen Spielraum zu lassen, könnten z. B. die Herbst-

Almanache im Sommer, im Herbst aber des vorhergehenden Jahres die Sommer-Almanache des nächstfolgenden erscheinen. Ich erklärte mich zwar eben gegen das Unrecht, in eines Andern Besitz zu greifen, allein, das war wirklich gefaselt und so etwas soll mir nicht wieder passiren.

Ist es nicht schlimm, ja ist es nicht eine Schande, zeigt es nicht trotz des dicken Meßkataloges die Unfruchtbarkeit unsrer Autoren, daß durch unsre Blumentitel die Botanik bei weitem noch nicht erschöpft ist? Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß vermittelst eines Leihbibliothekenkatalogs z. B., sich eine Correspondenz durch bloßes Anstreichen der botanischen Titel führen ließe, welche mit der morgenländischen Sitte, sich vermöge eines Selams zu verständigen — nur nicht in Hinsicht des Duftes — Aehnlichkeit haben würde. Allein, wenn dem auch also seyn mag, so ist dieses doch noch lange nicht genug. Hoffen wir! Ja, wir werden sicher so weit kommen, daß, wenn nicht jedes Buch uns an eine Blume, doch jede Blume uns an ein Buch, oder eine Zeitschrift oder einen Almanach erinnert, daß jedes Kraut und jedes Unkraut an literarische Genüsse mahnt. Der malitieuse Lichtenberg versichert ziemlich dreist und unbefangen, Mancher verspreche Blumenkörbchen und liefere Kartoffelsäckchen, aber er hätte bedenken sollen, daß hinwiederum Mancher einen Sack voll Kartoffeln verspricht der einen Korb voll Blumen liefert. „Wenn nicht der Kartoffellieferant am Ende noch den Vorzug hat vor dem Blumenlieferanten!“ — möchte wohl Dieser oder Jener hinzusetzen, wir aber schämen uns eines solchen antipoetischen Gedankens.....

Wir können nicht anders zur gewünschten Steigerung unsrer literarischen Production gelangen, als durch

Vermehrung der Producenten. Man sagt zwar, es fehle an Consumenten, man sagt, es handle sich mehr um die Verbesserung unsrer Production, als um deren Vermehrung und was der paradoxen Behauptungen mehr seyn mögen. Die letzte Behauptung ist besonders lächerlich. Die deutschen Schriftsteller haben von jeher Einsicht und Politik in hinreichendem Maaße gehabt, um sich ihre Consumenten nicht zu verziehen, die Consumenten nehmen vorlieb mit dem was ihnen vorgesetzt wird. Also nur mehr literarische Producenten! Und sicher, die Zahl unsrer Consumenten wird sich vermehren, dafür ist der deutsche Patriotismus Bürge. Wenn man nämlich vom Patriotismus aussagen darf, daß er sich möglichst eifrig bestrebe, die hervorstechenden Züge des National-Charakters zu cultiviren und scharf auszuprägen, so ist von den deutschen Vaterlandsfreunden zu erwarten, daß sie immer schreibseliger und schreibseliger werden. Ich meine: literarisch-schreibselig, denn die Geschäfte des Staats genügen nicht im mindesten, so sehr in ihrer Betreibung auch eine lobenswerthe Schreibseligkeit anerkannt werden muß. Konnte der deutsche Patriotismus sich früher im Trinken zu erkennen geben, so ist jetzt leider diese schöne Periode unwiederbringlich dahin. Das Tintefaß ist an die Stelle des Weinfasses getreten. Die deutschen Patrioten konnten sich zu einer andern näherliegenden Zeit durch langes, wallendes Haar ankündigen und legitimiren — eine Legitimation, die an manchen Orten als Nicht-Legitimation galt — aber seit diese langlockigen Teutonen von Leuten, welche der Haarschneidekunst gänzlich unkundig, vielfach geschoren wurden, beschlossen sie, sich in's Künftige von zünftigen Haarkünstlern gehörig scheeren zu lassen, seit welcher Zeit sich Niemand mehr um

sie scheerte. So erreichten sie ihren Zweck, ungeschoren zu bleiben, indem sie sich scheeren ließen. Schnell verschwundener Glanz Teutonia's! Bald liefen sie umher mit langen Röcken und kurzen Haaren, wie sie früher umhergelaufen waren mit kurzen Röcken und langen Haaren.

Zurück von dieser Abschweifung! Wie gesagt, Schreibseligkeit ist, war und wird seyn ein niemals erlöschender Charakterzug der deutschen Nation, der sich immer mehr zu erkennen geben wird im Laufe der Zeit.

Die Theilung der Arbeit ist das Princip, auf dem eine erhöhte Production beruht. Man sollte dieses Princip in die Literatur einführen; nicht Alle sollten Alles und für Alle schreiben dürfen. Der Lyriker sollte nur lyrische Gedichte, der Novellist und Novellettist nur Novellen und Novelletten, der dramatische Dichter nur Dramen, der Satyriker nur Satyren schreiben dürfen. Ja, selbst eine solche Vertheilung ließe immer noch dem Einzelnen eine zu umfassende Arbeit, diese muß vielmehr in weit geringere Parcellen zerlegt werden. Gehe man z. B. in eine Näh- oder Stecknadelfabrik, der eine Arbeiter zieht, der andere härtet, der Dritte spitzt den Draht, ein vierter fertigt Oehr oder Knopf, der fünfte sortirt, der sechste packt die gefertigten Nadeln. Auf solche Art muß in der großen Literaturfabrik geschafft — nicht geschaffen, davon ist keine Rede — werden. Blicken wir doch nur nach Frankreich, sehen wir, wie ihre Vaudevilles, diese niedlichen Quincaillerie-Waaren, die wir so fleißig einführen, entstehen. Der liefert die Reime, der die Pointe zu den couplets, der die Prosa, der irgend einen Theatercoup und ein andrer flickt Alles zu einem Ganzen. Es erleichtert und verkürzt ein

solches Verfahren die Arbeit ungemein, ja es kann kaum von einer Arbeit die Rede seyn. Auf gleiche Art sollten unsre Dramatiker sich zusammenthun. Wenn in der Lyrik ein gleiches Verfahren vielleicht Schwierigkeiten unterworfen ist, so läßt es sich doch wohl annäherungsweise in Anwendung bringen. Es habe wenigstens jeder Lyriker nur einen Ton, der gerade nicht sein eigner zu seyn braucht. Der Eine schwöre zu Heine's, der zweite zu Uhland's, der dritte zu Rückert's Fahne! Einmal in diese ihrer Meister Weisen gehörig eingedrillt, wird die Production sie wenig mehr geniren, sie werden essend, trinkend und schlafend, ja wie Horaz sagt, stantes pede in uno, Verse liefern können; eine solche reimende compagnie des eaux wird den brennenden Durst des Publikums stillen und löschen. Daß aber ja ein Jeder in den Schranken bleibe, in welche er einmal eingeritten. Wer zuerst mit rothgeweintem Auge, nassem Taschentuche, mit tiefen, aus der innersten Brust geholten Seufzern erschienen, heule Zeit seines Lebens, gehe stets schwarz und trage einen Flor um seinen Hut; wer sich dagegen einmal die Harlekinsjacke angezogen und Narrenspossen getrieben, der lege die Pritsche nicht weg und höre nicht auf Purzelbäume zu schlagen.

Doch auch nicht Alle sollten für Alle schreiben; wie rühmenswerth ist es, daß die Frauen nur für Frauen zu schreiben anfangen. Gewiß werden bald auch nur Kinder für Kinder schreiben. Wenn Knechte anfangen, für Knechte zu schreiben, so könnte man sich vielleicht dann recht bald einer trefflichen politischen Zeitung an manchem Orte rühmen, wo eine solche zur Zeit noch mangelt.

Wie wird es mit den literarischen Freundschaften

und Feindschaften aussehen? Es werden sich viele von jenen in diese, wenige von diesen in jene verwandelt haben. Der Lethefluß wird viele Lorbeern und Altäre, auf denen jetzt Weihrauch dampft, wegschwemmen, aber mancher Name, den er jetzt mit seinen Wellen bedeckt, wird auf wunderbare Weise im neuen Glanze strahlen.

Ich schließe. Wie bemerkt, hab' ich mich nur auf literarische Prophezeiungen einlassen wollen, nur zu diesem Zweck hab' ich mich auf den Dreifuß, d. h. an den Schreibtisch gesetzt. Ich konnte mehr sagen, aber dann hätte ich zu viel Wahrheit sagen müssen, und — wie es irgendwo heißt — vom Wahrsagen läßt sich wohlleben, aber nicht vom Wahrheitsagen.

Sollte sich Jemand an der aphoristischen Form dieser Blätter stoßen, so bedenke er, daß der Orakelstyl diese Form schlechterdings erfordert. Vielleicht habe ich Unrecht, daß ich nicht doch etwas dunkel geschrieben, Prophezeiungen lieben die Dämmerung.

Das Publicum, Herr oder Knecht?

Das Publikum, das ist ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann.
Ludwig Robert.

War das Volk der Athener zu seiner Zeit nicht ein sehr mächtiges Volk, mächtig — mein' ich — besonders innerhalb seiner Mauern? Wurd' ihm nicht sehr bedeutend geschmeichelt von Rednern und Sykophanten? Durft' es sich nicht Alles und noch etwas darüber einbilden? Gewiß. Und dennoch! Wie sprang man um mit diesem Volke? Nicht genug, daß man es auf eine feine Weise an der Nase führte, daß Sophisten und Redner den guten Athener zu Dingen verleiteten, die ihm nimmermehr gut thaten, nicht genug damit, die komischen Dichter verhöhnten ihn in's Angesicht, er mußte sehen, wie man ihn, den athenäischen Demos, auf den Brettern als einen aberwitzigen, schwachen, leichtsinnigen und leichtgläubigen Alten an den Pranger stellte und mißhandelte. War das Volk der Athener Herr oder Knecht zu Hause?

Ich glaube dem Publikum nicht wehe zu thun, indem ich es mit den Athenern vergleiche. Hatten doch in Athen sogar die Obstweiber Geschmack, wie die Da-

men, da es unter uns leider Damen giebt, die Geschmack haben, wie die Obstweiber. Hatte doch selbst der gemeine Athener ein so feines, moralisches Gefühl, daß, wie Lessing sagt, wegen einer unlautern Moral, Dichter wie Schauspieler, Gefahr liefen, von der Bühne herab gestürmt zu werden, während, wenn in unsern Theatern eine unlautere Moral sich breit macht und Sturm erregt, dieser in der Regel ein Sturm des Applauses ist.

Ist das Publikum Herr oder Knecht? — „Der Beifall des Publikums ist mein höchster Stolz!" spricht der Künstler, wenn er beklatscht wird und „das Publikum allein hat ein richtiges Urtheil," äußert er bescheiden, wenn er gerufen worden. „Was kehr' ich mich an Rezensenten?" Gesetzt aber, der Beifall bleibt aus, was sagt der Künstler? Hundert gegen Eins, daß der Beifall der Menge ihn nicht kümmere. Gesetzt aber, der Künstler wird gar ausgepocht, ausgetrommelt, ausgepfiffen, was sagt sein höhnischer Blick, was spricht seine sarkastische Miene, was bedeuten seine verächtlichen Geberden? Sicher nichts anders, als: Pöbel bleibt einmal Pöbel, ich appellire an das Urtheil der wenigen Gebildeten.

Ist es mit dem Schriftsteller anders? Das Publikum! Das Publikum! ruft der, dessen Bücher man kauft. Was Publikum? Was Publikum? schreit der Andere, dessen Werke die nützliche Funktion des Ladenhütens versehen. Freilich hat hier das Publikum ein großes Gewicht in die Wagschaale zu werfen. Denn der unsterblichste Autor, werden seine unsterblichen Werke endlich gar nicht mehr gekauft, kann seinen künftigen Werken nicht einmal mehr das Emplacement als Ladenhüter verschaffen. Er muß die Feder strecken, er ist desarmirt. Aber auf der andern Seite: Traut das gute Pu-

blikum sich selbst? O, wie Manches goutirt es im Stillen, worüber es öffentlich die Achseln zuckt, o wie Manches scheint es öffentlich zu goutiren, worüber es im Stillen die Achseln zuckt! Das gute Publikum läßt sich imponiren.

Auf das Publikum beruft, an das Publikum appellirt ein Jeder, unter dem stillen Vorbehalt, sich an dessen Aussprüche nicht zu kehren, sobald sie nicht günstig für ihn ausfallen. Das Publikum ist ein Appellationsgericht in letzter Instanz. Leider, daß es vom Zufalle abhängt, ob seine Erkenntnisse zur Ausführung kommen.

Das Publikum ist weise, gerecht, allmächtig. Das Publikum ist einfältig, parteiisch, ohnmächtig. Wo liegt die Wahrheit, hier oder dort?

„Einem geehrten Publikum kündige ich ganz unterthänigst an" — heißt es in tausend Anzeigen.— Was? — wenn man die tausendfachen, möglichen Ergänzungen dieses Satzes mit der wahrhaften und richtigen vertauschen wollte, wie würde diese lauten? „Daß ich Dich, liebes Publikum, weil Du mir das Pulver nicht erfunden zu haben scheinst, möglichst zu prellen gesonnen bin."

Das liebe, gute, ganz unfehlbare Publikum, steht es nicht unter permanenter Vormundschaft? Keine Anzeige, die ihm nicht ein unentbehrliches Bedürfniß ankündigt, von dem es bisher in unbegreiflicher Unwissenheit auch nicht die leiseste Ahnung gehabt. Von Fuß zu Kopf, für Geist und Herz, lauter neue und unentbehrliche Bedürfnisse, die das Publikum in seiner schrecklichen Unkultur, in seiner horriblen Barbarei zu entbehren gewußt hatte. Tinkturen und Bücher, Stiefelwichse und Pomade! Und das Publikum kauft, es gehen ihm

die Augen auf und über, es erſteht die unentbehrlichen Siebenſachen.

Das Publikum iſt ein ſonderbarer Herrſcher. Man hat zu ſeiner Zeit viel geſpottet über den Thron, umgeben mit republikaniſchen Inſtitutionen. Ich dächte, das Publikum ſäße auf einem ſolchen Throne und alle Huldigungen, die man ihm beweiſt und eifrigſt darbringt, hätten nicht eben viel zu bedeuten. Eben ſo wenig, als die Schmähungen, die es gleichfalls in Fülle genießt.

Es ſcheint ſich auch aus Beiden wenig zu machen, und ſo wird es wohl auch dieſen meinen Aufſatz ignoriren, der zwiſchen Huldigung und Schmähung zweifelhaft ſchwankt.

Die Kunst des Vergessens.

Das Vergessen ist zum Lernen und Leben fast so nothwendig, als das Gedächtniß, und man sollte das erstere zu üben suchen, wie das letztere. Wie Mancher wäre weise, könnte er frühere Thorheit, wie Mancher glücklich, könnt' er früheres Unglück vergessen! Hätten die Bourbons vergessen können, sie hätten auch lernen können. Aber, wie soll man das Vergessen üben, wie soll man es neben und mit dem Gedächtniß üben? Der Vorsatz schon, Dies oder Jenes zu vergessen, erinnert uns auf's Neue an das, was wir vergessen wollen, und wir stärken, statt unserer Vergeßlichkeit, unser Gedächtniß. Vielleicht führte der umgekehrte Weg eher zum Ziele: wir müssen zu behalten suchen, um zu vergessen, wie wir es z. B. vielen Schauspielern mit ihren Rollen gelingen sehen. Denn sicherlich wird Niemand von solchen Künstlern, wie von den Bourbons, behaupten wollen, daß sie Nichts vergessen hätten, wenn man auch hin und wieder die Behauptung hört, sie hätten Nichts gelernt.

Giebt es nicht überhaupt gewisse Dinge, die sich mehr zum Vergessen eignen, wie andre sich mehr zum Behalten? So vergißt man z. B. unschwer, seine Schul-

den zu bezahlen. Ja, um bei diesem Beispiel stehen zu bleiben, so wird dasselbe zugleich das oben angedeutete Princip näher begründen. Wir meinten nämlich, die Vergeßlichkeit müsse sich dadurch stärken lassen, daß man sich recht häufig an das zu Vergessende erinnere. Nun ist es wohl ziemlich gleichgültig, ob man sich selbst erinnert oder nur erinnern läßt, und daher natürlich und erklärlich, wie so viele Leute, trotz aller Erinnerungen und Mahnungen, vergessen können, ihre Schulden zu bezahlen. Geht es den oben gedachten Schauspielern mit den Erinnerungen des Souffleurs besser? Können sie sich, trotz aller seiner Einflüsterungen, ihrer Verbindlichkeit gegen das Publikum entledigen? Ich drücke mich aber eigentlich unrichtig über jene Leute aus, wenn ich sage, sie vergessen zu bezahlen, *trotzdem*, daß man sie erinnert; es müßte vielmehr heißen: sie vergessen, *weil* man sie erinnert. Für Gläubiger fließt — nebenbei gesagt — hieraus die wichtige Regel, daß sie sich aller Erinnerungen und Mahnungen um so mehr enthalten müssen, als diese ihnen nur schaden können, und daß sie daher besser thun, ihre eigne, als ihrer Schuldner Vergeßlichkeit zu stärken. Sich selber mögen sie immer erinnern, wer ihnen schuldet, nur keinen Andern und vorzüglich niemals den, der ihnen schuldet.

Wir vergessen unsre Wohlthäter eben so leicht, als unsre Feinde schwer; ja, wenn wir uns jener einmal erinnern, so glauben wir, eben weil wir ihrer gedenken und wir uns in der Regel nur unsrer Gegner erinnern, sie für unsre Feinde halten zu müssen und vergelten Gutes mit Bösem. Um einem solchen Uebelstande zuvorzukommen, ist es nothwendig, unsere Vergeßlichkeit dergestalt auszubilden, daß wir gar nicht in die Gefahr

kommen, unsrer Freunde und Wohlthäter je zu gedenken. Ja auch diese Letzteren, die nur dasselbe wünschen können, werden wohl thun, uns hin und wieder an ihre Dienste zu erinnern, um sie so vollends und für immer aus unserm Gedächtniß zu vertilgen.

Ein leichtes Vergessen hängt aber nicht allein von den Gegenständen, es hängt auch von der Zeit ab, und da es wichtig ist, zur rechten Zeit zu vergessen, dürfen wir diesen Punkt nicht übergehen. Ein Schriftsteller erinnert sich, wenn er ein Buch schreibt, leicht der Werke, die er bei seiner Arbeit benutzen kann; aber vergißt er sie eben so leicht, wenn er sein Buch geschrieben hat? So schlimm es nun wäre, zur Zeit der Arbeit an einem schwachen Gedächtniß zu leiden, nicht zu wissen, wo etwas zu holen ist, so traurig wäre es, nach Vollendung derselben nicht in die gehörige Vergeßlichkeit zu verfallen, seiner Vorgänger im Stillen zu gedenken, oder gar ihrer öffentlich zu erwähnen. Die Vergeßlichkeit wird hier schwieriger, weil jene Vorgänger zum Theil Todte seyn können, von denen keine Reclamationen zu erwarten sind. Um so häufiger muß ein weiser Autor sich ihrer erinnern, damit, wenn er sie auch nicht gänzlich vergessen kann, er sie doch überall zu ignoriren und ihren Namen zu verschweigen wisse.

Es ist leicht, von diesem Fall die Anwendung auf ähnliche zu machen. Meine Regeln scheinen mir um so sicherer, als ich selber durch Anwendung derselben das Meiste von dem, was ich noch sagen wollte, vergessen habe.

Ueber die Illusion auf dem Theater.

So sehr unsre Bühnen sich auch bestreben, dem Zuschauer eine vollkommene Illusion zu gewähren, so geschieht in dieser Hinsicht doch nicht Alles, was man wohl wünschen möchte. Ich ziele mit dieser Bemerkung nicht auf umherwandernde Truppen und kleinere Bühnen. Muß auf diesen z. B. das Bier die Rolle des Weines übernehmen, so ist das um so leichter zu entschuldigen, als ihre Brettergerüste vor einem Publikum aufgeschlagen werden, welches sich zum größten Theile des Rebentrankes selber enthält und so — eine Hauptforderung der Aesthetik! — dem Helden menschlich näher gerückt wird. Ich werde mich nicht beklagen, daß die betrunken seyn sollende Person manchmal nüchtern erscheint, denn da die nüchtern seyn sollenden oft betrunken auftreten, ist der Ersatz ja vollkommen. Eben so wenig mag ich mich über die langsamen Verwandlungen beschweren, die ganz den Genuß der ovidischen gewähren. Denn, wie der römische Dichter sich den nöthigen Raum nimmt, seine Metamorphosen auszumalen, so nehmen sich hier die Maschinisten die gehörige Zeit. Niemand verbleibt im Zweifel, auf welche Art und Weise die Verwandlung vor sich geht. Ja, diese

Maſchiniſten verdienen außer dem Kranze, den die Kunſt ihnen bietet, auch eine Bürgerkrone, da ſie die Aufklärung befördern. Sie zeigen uns klar, wie derlei Operationen nicht etwa durch Zauberei geſchehen, wir ſehen ihr Schaffen mit der gehörigen Muße, wir ertappen ſie — wie Fontenelle die Natur — auf der That. „Bange machen gilt nicht" iſt ihr Wahlſpruch; ſie ſind die Rationaliſten der Bretter. Noch weniger kann ich die Klagen über ſchlechtes Coſtüm gelten laſſen; im Trauerſpiel erregt es ſchon traurige Empfindungen, für Ritterſtücke hat es das gehörige Alter und im Luſtſpiele, was doch immer die Mode befehdet, nimmt es Theil an dieſem Kampfe, huldigt der launiſchen Göttin mit nichten und weiſet ihre Ordonanzen ab. Wie könnte ich mich über die Stentortöne des Souffleurs erboßen, da ſie mir die fröhliche Hoffnung geben, es werde, wenn dem Helden etwa eine Unpäßlichkeit zuſtoße, ein tüchtiger Stellvertreter nicht ferne ſeyn, vorzüglich, wenn es gelten ſollte, einen Freiheitshelden darzuſtellen, zu welcher Rolle der Souffleur um ſo mehr befähigt iſt, als er gleich den meiſten jener Heroen, geraume Zeit im Loche, im Kaſten zugebracht. Was kann es mir verſchlagen, wenn im Orcheſter der Violine die eine oder andre Saite fehlt und ich mich ſo in eine Dorfſchenke verſetzt ſehe? Ich bin vernünftig genug, im Violiniſten einen neuen ſich heranbildenden Paganini zu erblicken, der nach einer zweckmäßigen Stufenfolge die Zahl ſeiner Darmſaiten reducirt, um endlich, wie ſein Vorbild, auf der einen übrig gebliebenen ſtreichend, einen muſikaliſchen Triumph zu feiern.

Wie geſagt, Alles dieſes würde mich nicht anfechten; ich würde es ſelbſt größern Bühnen nicht als Mangel anrechnen. Das Publikum — unter uns ge-

ſagt — iſt gar zu inconſequent; bald verlangt es überall die höchſte Illuſion, bald bekümmert es ſich gar nicht um Illuſion oder Nicht-Illuſion. Sah ich nicht neulich die „drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ — in welchem Stücke die Zwiſchenakte bekanntlich immer funfzehn Jahre ausfüllen — und hörte ich nicht, wie man anfing, zu ziſchen, zu pochen und zu toben, als dieſe Intervallen etwas länger dauerten, als funfzehn — Minuten? begriff das Publikum denn nicht, welche Feinheit darin lag, daß man es einigermaßen zu langweilen und ſo zu der Ueberzeugung, funfzehn Jahre ſeyen verfloſſen, zu bringen ſuchte? beging man nicht außerdem die höchſte Ungalanterie gegen die Damen, die ſich von einer erſten Ohnmacht erhoben, zu einer zweiten anſchicken mußten? Ich habe mich jenen Abend ſehr geärgert.

Doch ich will nunmehr auf den Punkt kommen, auf welchen ich es eigentlich angelegt und zeigen, wo die theatraliſchen Darſtellungen die erforderliche Illuſion nicht erzielen. Ein berühmter Schriftſteller — ich glaube, Heine — iſt mir hier vorausgegangen. Wirklich giebt er ſehr gute Ideen, und wenn ſein Vorſchlag, den Othello durch einen wirklichen Mohren ſpielen zu laſſen, noch nicht befolgt ward, ſo liegt dieſes wohl nur daran, daß man ein ſolches Subjekt nur in wenigen Rollen beſchäftigen könnte. Denn die meiſten unſerer ſchwarzen Böſewichter ſind weiß. Auch verlaufene Weibsbilder will Heine für die Bühne engagiren — für die Rolle der Eulalia u. ſ. w. „Guter Gott! — ſagt man — das iſt unmöglich. Wie ſollten ſich die Tugendſentenzen unſrer Tragödien in ſolchem Munde ausnehmen?“ Aber, kann man mit Recht erwidern, die Zeit Schillers iſt vorbei; Franz Moor

freilich suchte sein praktisches Laster auch theoretisch zu begründen, doch in unsern Tagen einigen sich Tugend und Laster, jene regiert die Lippen, dieses die Hand, jener fällt das Reden, diesem das Thun anheim. Nein, die tugendhaftesten Reden machen uns keinen blauen Dunst, und Heine behält Recht.

Wirklich ist die Tendenz der Heinischen Vorschläge nicht genug zu rühmen und in diesem Sinne würde ich rathen, den Marquis Posa durch einen losgelassenen Demagogen zu besetzen.

Drei Punkte aber sind es vorzüglich, die mir einer Verbesserung bedürftig erscheinen; ich werde ganz freimüthig reden. Der einzige Weg, zum Ziele zu gelangen.

Erstlich: Ist es nicht unerträglich, daß die auf der Bühne sterbenden Personen weiter fortleben? Ich meine nicht etwa in der Erinnerung der Nachwelt, sondern ganz wirklich, ganz prosaisch. Vernichtet es nicht alle tragische Wirkung? Ich sah einmal in C... Schillers Don Carlos; Herr St..., einen Schauspieler von nicht gewöhnlicher Lunge gab den Marquis Posa. Bereits hatte der fünfte Akt begonnen und Herr St... lag todt auf dem Boden, als auf einmal ein so fürchterlicher Feuerlärm ausbrach, daß der spanische Grand alle Grandezza bei Seite setzend auf und hinter die Couliſſen sprang. Indessen war Alles nur blinder Lärm gewesen und kein Gedanke an das Feuer, welches nun Wasser auf Aller Spötter Mühlen gab. Der eine meinte, Herr St... habe Recht gehabt, ein Schauspieler müsse sich hüten, zu sehr in's Feuer zu gerathen; ein Andrer, er habe Unrecht gethan; dieser Künstler könne von seiner eigenen Person abstrahiren, daß hinter fürchterlichem Geschrei selten viel Wahrheit stecke und ein Dritter meinte gar, es wäre Schade,

daß jener Lärm nicht früher, zur Zeit, als Herr St... noch zu spielen gehabt, ausgebrochen; nun, da man den Kelch schon völlig geleert, sey gar kein Vortheil dabei.

Wie leicht wäre solchem Skandal nicht ein Riegel vorzuschieben! Warum läßt man solche dem Tod verfallene Charaktere nicht durch Verbrecher spielen, denen man den Stab gebrochen? In der That, man sollte, statt Hinrichtungen zu Schauspielen, lieber Schauspiele zu Hinrichtungen machen. Die französischen Dramatiker gehen uns mit den besten Beispielen voran; sie haben uns im Schrecklichem überholt, wir sollten sehen, wie wir ihnen den Rang wieder ablaufen könnten. Jeder Theater-Director wird mir Recht geben, daß Theaterzettel, wie folgende:

Don Carlos.

Marquis Posa . . . . . Herr Wirth.

(Als erstes und letztes Debüt.)

ihren Eindruck machen, Zuschauer herbeilocken müßten. Man wird mir vielleicht den Einwurf machen, daß dergleichen Subjekte nicht allemal die zu solchen Rollen erforderliche Bildung besitzen. Das ist aber, mit Erlaubniß, nichts gesagt. Schreiben die Galeerensklaven nicht schon Bücher, hat Vidocq nicht seine Memoiren herausgegeben, so gut, wie Staatsminister, Feldherren und Diplomaten? Und was heißt denn überhaupt Bildung? Lektüre haben? Nun da ist das Conversations-Lexikon? — Kenntnisse besitzen? — Es ließe doch sehr pedantisch, sich um Kenntnisse zu bemühen, nach denen Niemand fragt. — Complimente machen? — Der

wahre Künstler macht gar keine Complimente, er läßt sich Complimente machen. Es bleibt also von dem ganzen Einwurf nichts, platterdings nichts übrig.

Das Zweite, worüber ich Beschwerde führe, ist, daß Eheleute sich auf dem Theater noch einmal lieben und noch einmal heirathen. Das ist gegen alle Natur und zerstört jede Illusion. Wie, Leute, die sich nach allen ihren liebenswürdigen Schwachheiten oder schwachen Liebenswürdigkeiten kennen, die trauen sich noch einmal und lassen sich noch einmal trauen? In der Regel hat man sich einmal geliebt und gewünscht und nachher geheirathet und verwünscht. Muß man ein Künstlerpaar, welches solche Rollen übernimmt, nicht für dumm halten? Und wahrlich, die Künstler fühlen es, sie suchen die Ehre ihres Geistes zu retten, daher ihre öftern raschen Trennungen. Wo Eheleute auf dem Theater als solche auftreten, da muß die Situation nothwendigerweise der des Theseus und der Ariadne während ihres Aufenthalts auf Naxos gleichen, ihre Liebe muß ähnlich sein der Liebe Eulaliens kurz vor der Epoche ihrer Reue. Schön wäre es, wenn die auf dem Theater geschlossenen Ehen wirklich rechtsgültig würden; indessen die große Zahl der auf der Bühne vorkommenden Heirathen erlaubt dieses nicht. Freilich stört es immer die Illusion, wenn man ein solches Paar später im ledigen Stande erblickt, allein man braucht nur anzunehmen, daß es sich gleich nach der Hochzeit wieder getrennt oder geschieden, welche Annahme in unserm Zeitalter wenig Unwahrscheinliches hat. So läßt die Illusion sich retten.

Drittens und letztens muß ich mich beklagen über das Costüm, was oft viel zu ungenau und unhistorisch gewählt wird. Hier gerade stehen die großen Bühnen den kleinen nach. Ein berühmter Dramaturg eifert

zwar gegen die historische Strenge in der Costümirung, allein er soll mich nicht irre machen. Man kann im Costüm gar nicht streng genug sein, oder die Illusion ist unwiederbringlich verloren. Ich gehe noch weiter. Die historischen Helden sollen nicht allein so, wie sie sich im Leben getragen, auf der Bühne erscheinen, sie sollen auch so lang oder so kurz, so dick oder so mager als ihre Urbilder seyn. Ich verlange eine Warze auf der Nase des Cicero, vom Caesar einen kahlen Schädel und beim Alexander einen schiefen Hals. Gäbe es einen dramatisirten Karl den Kühnen, würd' ich mit meiner Lorgnette nachforschen, ob seine Nägel auch lang genug. Wenn man mir einwirft, daß das Costüm einer gegebenen Zeit oft gar zu schwierig zu bestimmen sey, so will das wahrlich wenig sagen, und schon seh' ich die schöne Zeit aufblühen, wo man weniger Kleider zu vorhandenen Stücken ausarbeitet, als Stücke zu vorhandenen Kleidern. Bis dahin schreite man hübsch vorsichtig vorwärts, man schreibe Stücke, wo man sich im Costüm nicht irren kann, Stücke aus der Zeit des Paradieses oder aus unsrer. Für erstere kann man das Costüm des Ballets borgen.

Schließlich noch eins: Wie soll man sich die Illusion retten, wenn eine Person auf der Bühne als schön gerühmt wird, die es in der Wirklichkeit gar nicht ist? Ich glaube, daß man in diesem Falle gar nichts besseres thun kann, als der schön findenden Person einen schlechten Geschmack beizulegen, welche Annahme für den, der die Beschaffenheit des größeren Theils unsrer Schauspieler kennt, nichts Gewagtes haben wird.

Die kleinen Städte.

Was man mir auch gegen die kleinen Städte sagen mag, ich liebe sie und ziehe den Aufenthalt in ihnen dem in großen Städten bei weitem vor.

Große Städte bieten freilich zahlreichere Vergnügungen, abwechselndere Unterhaltung dar, allein dadurch gerade stumpft das Organ, auf welches sie wirken, sich allmählig ab; Leckerbissen, täglich genossen, werden Hausmannskost. In kleinen Städten sind Vergnügungen seltener, mithin, wenn sie sich darbieten, genußreicher; es herrscht überhaupt mehr Kunstsinn in ihnen. Muß auf den Bühnen der Hanpt- und Residenzstädte der menschliche Künstler Pferden und anderm Vieh immer mehr weichen, so hat in kleinern Orten der Schauspieler die Satisfaction, daß Ochsen und Schaafe vor ihm ihren Stall räumen müssen, damit der Thespiskarren unter Dach komme.

Kleine Städte schließen in den engen Gartenzaun der Idylle alle Leidenschaften der Tragödie und weben Komödien aus ihnen, welche mir oft lieber gewesen, als die des Aristophanes oder des Molière.

In kleinen Städten kann man sich zu allem bilden: zum Recensenten, zum Genealogen, zum Censor, zum Historiker, zum Romandichter, zum ehrlichen Mann.

Ich könnte dies allgemein beweisen und z. B. nur zu bedenken geben, daß man Universitäten fast immer in kleinen Orten anlegt, allein ich will meinen Beweis gründlicher und umständlicher führen.

Um mit der Behauptung zu beginnen, daß man sich in einer kleinen Stadt leicht zum ehrlichen Manne bilden könne, so will ich nur jeden, der dies allenfalls bezweifeln möchte, fragen, wie es möglich sei, ein Spitzbube darin zu sein? Wenn die ganze Stadt weiß, wie viel Hemden ich besitze, würde, wenn eins davon mir fortkäme, die ganze Stadt nicht auch im Nu wissen, daß ich um ein Hemde ärmer, Hans oder Kunz aber um eines reicher geworden? Noch ehe der Dieb entspränge, wäre man ihm schon auf den Sprüngen. Hier brauchte ich auch nicht zur Wiedererlangung des Meinigen unnöthige Insertionsgebühßen an eine Zeitung zu zahlen, da ich ohnehin durch meinen Unfall die Kosten der Unterhaltung für das nächste Quartal decken, und Jedermann dankbar solches anerkennen würde.

Man kennt die Censoren des alten Roms. Gewiß war dieses Amt eine weise, nur leider zu beschränkte Institution, wie denn auch, ihnen zum Trotz, die Sitten zu Grunde gingen. Erst die kleinen Städte haben die Einrichtung zweckmäßig erweitert. In einem Orte von z. B. 2000 Einwohnern wird jegliches Individuum von 1999 andern censirt, welche es seinerseits wieder censirt. Wahrlich, ich sollte denken, 2000 Strebepfeiler dieser Art, die sich selber und das Ganze stützen, müssen die Moral halten, falls sie überhaupt noch zu halten ist.

Von der Moral gehe ich mit einem Sprunge zu den Recensenten über, von denen ich behauptet, daß in kleinen Städten eine gute Schule für sie eröffnet sei. Wenn ein Recensent es weniger mit dem Buche, als

mit dem Mann, der es geschrieben, zu thun hat, wenn die Wahrheit ohne einigen Zusatz oder Abzug nichts dienen kann, so wüßte ich nicht, wo eine solche Addition oder Subtraction sich schneller erlernen ließe, als in den Orten von geringerer Seelenzahl.

Ich war immer ein schlechter Genealoge, und so eifrig ich auch den genealogischen Kalender studirte, verirrte ich mich immer in den schwierigen, weitläufigen Ramifikationen eines ausgedehnten Geschlechts, bis das Schicksal mich in eine kleine Stadt führte, wo mir denn bald die genealogische Weihe wurde. Ich kann sagen, daß ich stolz darauf bin, denn, um Alles zu begreifen, dazu gehört Verstand. Anfangs zwar ließ ich mich zuweilen noch irre machen durch eine Sache, wodurch ich mich nicht hätte irre machen lassen sollen, nämlich durch die verwandtschaftlichen Fehden. — Wie die Fürsten, so heirathen Kleinstädter nur unter sich, und wie es unter jenen eine erlaubte Sache ist, sich trotz der Verwandtschaft zu bekriegen, so haben auch Kleinstädter diese Freiheit, oder nehmen sie sich. Krieg und Frieden, Frieden und Krieg folgen sich in ewiger Abwechselung. Das Schlimmste aber sind die Friedenscongresse; denn, ohne die alten Streitpunkte in's Reine zu bringen, sind sie trächtig an neuen Kriegsgründen. Die Glocke, welche zum Versöhnungsmahle läutet, heißt nicht, wie Schillers Glocke; noch vor Ende des Festes entbrennt auf's Neue die Zwietracht, und unter Zwietracht versteh' ich eine zwiefache Tracht Schläge.

Ich weiß nicht, welcher Schriftsteller es gesagt — ich glaube, es ist Herr von Bonstetten —, daß nichts einsamer sey, als eine große Stadt. Ich will dagegen nichts einwenden, indessen glaube ich, daß man auch in einer kleinen Stadt Einsamkeit finden kann, wenn man

nur will. Wille aber gehört dazu, eiserner Wille. Ich rede nicht von den Vergnügungen, z. B. der Conversation, deren man sich entschlägt, diesen Verlust mag der Leser selbst würdigen. Aber wenn das Mitgefühl der Stadt, die im Einsiedler einen Kranken erblickt, Deine Thür bestürmt, was wirst Du machen? Deine Thür zugesperrt halten? O, es ist so leicht nicht, und wenn Du Dich von der Welt, d. h. von Krähwinkel, lossagst, so hat sich darum Krähwinkel oder die Welt von Dir noch nicht losgesagt. Ist Dir aber endlich der schwere Sieg gelungen, so ist der Triumph auch doppelt groß, denn Du kannst Dir als Eremit zugleich eine Märtyrerkrone ins Haar flechten, deren Du durch allerlei Schmähungen theilhaftig wirst, als z. B. solche sind, Du seiest ein Narr, der nicht wisse, was er wolle, dem es selber in loco nicht gefalle.

In kleinen Städten sollten doch die Romandichter studiren! Wie sehr muß man die meisten ihrer Erfindungen und Conceptionen verachten, wenn man die kennt, welche Kleinstädter ausbrüten; bei jenen keine Genialität, keine Kühnheit, hier Beides. Wie langsam schleicht dort durch den Sand der Erzählung die Liebe zur Liebeserklärung und von dieser zur Ehe! Kleinstädter verschmähen diese synthetisch-pedantische Methode, sie ziehen die kühnere analytische vor, setzen das Kind, oder mindestens die Schwangerschaft, an beliebigem Orte fest und schließen dann rückwärts auf den Vater mit solchem Scharfsinn, daß manche philosophische Wahrheit sich nicht länger hält, als ihr Irrthum. — Auch im Vortrag, in der schönen Erzählung sind sie Muster. Ich weiß nicht, ob Walter Scott sich in kleinen Städten gebildet; aber auch hier erzählt man mit der Concision der Ammen und mit der Präcision der

Waschweiber. In Vergleichungen dagegen sind Kleinstädter mangelhaft; sie vergleichen alles mit ihrem Kirchthurme und ihrem Marktplatze, hinter denen natürlich alles Andere zurückbleibt. Man muß gestehen, daß dieses eben so wenig Größe der Bescheidenheit, als Bescheidenheit der Größe ist.

Da ich kleine Städte als eine Pflanzschule großer Romandichter bezeichnet, muß es sonderbar klingen, wenn ich sage, daß auch ein Historiker sich gut darin bilden könne, und doch ist dem so. Man muß die Wahrheit erst zu finden wissen, ehe man sie erzählen kann. Kleine Städte liefern hierzu die nöthigen Aufgaben und Uebungs-Exempel: eine kleine Stadt kann dem angehenden Geschichtschreiber ein historischer Meier Hirsch sein, woran er seinen Scharfsinn übt. Er scheide an den kursirenden Erzählungen das Gold der Wahrheit, womit das Lügenkupfer legirt ist, er drehe das Seil der Fabel auf, um den rothen Faden des Richtigen, der ungesehen hindurchläuft, zu fassen, und seine Mühe wird ihn nicht gereuen.

Das wäre ungefähr, was ich mir an kleinen Städten zu loben vorgenommen hatte, und ich könnte schließen, wenn mir nicht noch einer ihrer Vorzüge einfiele, den ich noch berühren muß. Man klagt in unserer Zeit so viel über jene jungen weltenstürmerischen Genies, die überall das Alte wegräumen wollen, um etwas Neues an dessen Stelle zu setzen. Einige davon sind in den bairischen Frohnfesten zu sehen oder vielmehr nicht zu sehen. Ich wüßte wohl ein besseres Mittel als Frohnfesten. Man gebe ihnen eine kleine Stadt zum Aufenthalt, man lasse sie dort heirathen, und das Staatenstürzen wird ihnen bald vergehen: der flatternde Schmetterling wird rasch zur kriechenden Raupe werden, der wilde Musensohn zum zahmen Philister.

Die Paraſiten.

Wörter und Namen haben auch ihre Schickſale. Einige proſperiren und erſcheinen als Parvenüs, andere falliren und kommen herunter, jene ringen ſich in die Höhe, dieſe werden faſt unehrlich. Cicero's Name iſt auf die Ciceroni übergegangen, der Name des großen Redners auf ein geſchwätziges Lohnbedienten-Geſchlecht. Umgekehrt erging es den Namen „Geuſen, Torys, Whigs.“ Wahre Emporkömmlinge ſtreiften ſie alles Schimpfliche oder Lächerliche, was ihnen urſprünglich anklebte, ab und prangten fernerhin als Bezeichnungen großer politiſcher Parteien, die in den Wagſchaalen der Weltgeſchichte etwas zu bedeuten hatten. Ein tragiſches Schickſal wiederum traf das Wort „Paraſit“. Ein ſehr bedauerlich heruntergekommenes Wort! Doch da wir uns mit den Paraſiten beſchäftigen wollen, müſſen wir uns wohl etwas näher erklären.

Das Wort „Paraſit“, mit dem wir, wie die Griechen in ihren ſpätern Zeiten, einen Schmarotzer bezeichnen, heißt eigentlich nichts anders, als „Miteſſer“, und es wurde daſſelbe als Titel gewiſſer, ſowohl bürgerlicher als religiöſer Beamten gebraucht. Paraſiten nämlich hießen ſowohl diejenigen Leute, die man zur Auswahl des heiligen Getraides beſtimmte — und das waren die

religiösen Parasiten — theils die Adjunkten gewisser hoher, bürgerlicher Staatsdiener, und das waren die politischen Parasiten. Was es mit dem heiligen Getraide, zu dessen Auswahl jene erste Parasitenklasse bestimmt war, für eine Bewandtniß hatte, ist ungewiß, jedoch wahrscheinlich, daß hier nicht sowohl vom Futter der Opferthiere, als vom Opfermahle die Rede ist. So meint die Encyklopädie von Ersch und Gruber und wir können um so weniger anstehen, ihr beizupflichten, als, wenn vom Futter der Opferthiere die Rede wäre, der Titel „Miteſſer" doch wirklich gar zu wenig Schmeichelhaftes hätte. Wie es nun mit der Auswahl jenes Getraides zugegangen, ob die Parasiten den Einkauf besorgt, oder ob sie aus der Ernte der Tempelgüter das Beste ausgesucht, ob sie endlich gar aus eignen Mitteln Getraide angeschafft, ist eine Frage, die, wie so viele andere antiquarische Fragen, vielleicht für immer unentschieden bleiben wird. Daß sie aus eignen Mitteln die Anschaffung besorgt, ist wohl das Unwahrscheinlichste; es würde wenigstens schlecht zu ihrem Titel stimmen. Sie, die gleichsam als Wirthe aufgetreten wären, hätten doch nicht wohl „Miteſſer" heißen können. Auch wäre in diesem Falle schwer zu erklären, wie man darauf gefallen, dem Wort „Parasit" später eine so verächtliche Bedeutung unterzuschieben. Doch lassen wir alles dieses dahin gestellt seyn und wenden uns lieber zu der Betrachtung, daß viele Institutionen des Alterthums, die wir ausgestorben wähnen, noch ganz fröhlich unter uns fortleben. In der That, bis auf die neueste Zeit giebt es religiöse und Staatsparasiten, nur daß man sie anders nennt. Das Amt der „Miteſſer" gedeiht noch immer und ist noch immer ein sehr gedeihliches Amt. In England nennt man es Sinecure und — was auch für

die Britten spricht — man hat fast kein Beispiel, daß es durch Männer besetzt gewesen wäre, die es nicht auszufüllen verstanden hätten. Man sagt zwar, es sey nichts Großes, ein Amt dadurch auszufüllen, daß man seinen Magen ausfülle, man müßte vielmehr seinen Magen dadurch ausfüllen, daß man sein Amt ausfülle. Ich werde mich aber auf diese gesuchte Antithese weiter gar nicht einlassen und nur bemerken, daß ja auch uns „in ein Amt" und „in's Brod" kommen ganz identische Ausdrücke sind. Die Magenausfüllung bleibt immer die Hauptsache und für die Amtausfüllung mag der sorgen, der ja zum Amt oder Brot auch das nöthige Quantum von Einsicht verleiht.

Ueber die Frage, wer zuerst dem Worte „Parasit" den ehrwürdigen Nimbus abgestreift habe, der es als die Bezeichnung einer geachteten Amtsthätigkeit umgab, sind die Meinungen unter Alten wie Neuen sehr verschieden. Es läuft dabei die Verwechselung mit unter, daß der Eine von dem Charakter des Parasiten oder Schmarotzers und wer diesen zuerst künstlerisch dargestellt hat, redet, während der Andere davon spricht, wer zuerst diesen Charakter unter dem Namen „Parasit" aufgeführt habe. Den Parasitencharakter will man schon im Homer finden. Podes, der Sohn des Ästion, Hektors „lieber Gast" genannt, soll ein solcher Charakter seyn. Er stirbt auch an einer Wunde, die Menelaos ihm am Bauche beibringt. Es scheint aber diese ganze Untersuchung eine ziemlich müßige. Dieses Parasiten- und Schmarotzergeschlecht kann gewiß seinen Ursprung aus sehr alten Zeiten ableiten, und da es sicher zu Homers Zeiten schon Schmarotzer gegeben, so ist es nichts weniger als unwahrscheinlich, daß der alte Dichter ein Paar Hexameter an ein solches Geschöpf gewendet. Auch Lu-

eian will in Homer Andeutungen über die „Kunst des Parasitirens“ finden, ja er behauptet, der Mäonide habe die Stellung des Parasiten im Leben als eine glückliche gepriesen. Andere machen gar den Jupiter zum Erfinder der schmarotzenden Kunst (Zeus Philios) und es ist wahr, Jupiter war von Natur etwas aufdringlich, wenn nicht bei anderer Leute Mahlzeiten, doch da, wo der Aufdringling noch weniger willkommen ist.

Wie dem Allem auch seyn möge, den Parasiten unter diesem Namen finden wir zuerst bei den Dichtern der griechischen mittlern und neuern Komödie, und seitdem wurde die im Eingang angegebene Bedeutung so sehr vergessen, daß sie nur noch gelehrten Griechen bekannt blieb. Epicharmus, der sicilische Komiker, soll zuerst den Charakter detaillirter gezeichnet und ins Lustspiel eingeführt haben, aber auch er brauchte noch nicht den Namen des „Parasiten“. In seinem Stücke „die Hoffnung oder der Reichthum“ läßt Epicharmus diesen Charakter sich auf folgende niedliche Weise zeichnen: „Er sey“ — sagt der Schmarotzer — „gerne Gast bei Jedem, der ihn zu haben wünsche, man brauche ihn nur zu rufen, aber er komme auch, wenn man ihn nicht wünsche und brauche man ihn daher gar nicht zu rufen; da sey er denn sehr liebenswürdig und mache vielen Spaß und wolle Einer dem Wirth entgegensprechen, so schimpfe er ihn und sey ihm Feind; habe er dann sich satt gegessen und getrunken, so gehe er nach Haus, kein Sklave leuchte ihm, allein schleiche er im Dunkeln u. s. w.“ Es ließe sich aus einigen dieser Züge eine gar hübsche Paraphrase bilden, über den gemüthlich-patriotisch-naiven Streckvers: „Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe,“ daß der Parasit sich nicht Leuchten läßt, ist auch charakteristisch; solche Leute fürchten in der That nichts mehr, als daß ihnen

Einmal heimgeleuchtet werde. — Epicharmus also braucht den Namen der Paraſiten nicht. Die ganze alte Komödie kennt dieſen Namen nicht; wenn ſie einen ähnlichen Charakter auftreten läßt, ſo erſcheint dieſer unter der Bezeichnung „Kolax" (Schmeichler). Eupolis hatte eine Komödie unter dem Titel „Kolakes" geſchrieben; in dieſer bildeten die Schmarotzer den Chor.

Der Verfaſſer des Artikels „Paraſit" in Erſch und Grubers Encyklopädie ſchreibt, wie geſagt, dem Epicharmus die Ehre der Einführung des Paraſitencharakters in die Komödie zu und ſtützt ſeine Meinung darauf, daß die griechiſchen Bewohner Siciliens zu allen Zeiten wie durch ſchwelgeriſche Mahlzeiten, ſo durch einen beſondern Hang zur Schmeicheley ſich ausgezeichnet hätten. Ich will dem griechiſchen Komiker ſeine Ehre nicht ſtreitig machen, aber aus dem angeführten Grunde würde ich eher das Entgegengeſetzte ſchließen, nämlich, daß ein nicht ſicilischer Dichter dieſen Charakter zuerſt auf die Bühne gebracht habe. Die Völker ſind ſelten ſcharfſichtig, wo es ihre nationalen Lächerlichkeiten gilt. War es wohl ein franzöſiſcher Dichter, der ſeine Nation zuerſt wegen ihrer oft ſo lächerlichen Gloire-Sucht aufgezogen? Andere Thorheiten fallen dem Ausländer auf, andere dem Inländer. Die nationalen Lächerlichkeiten werden von den Individuen getheilt, und Niemand hat ſich ſelber gern zum Beſten. Man muß wenigſtens ſchon ziemlich hoch ſtehen, um es mit Grazie thun zu können. Daß eine gewiſſe Spezies der Paraſiten „ſicilische Paraſiten" hieß, ſpricht wohl noch mehr dafür, daß dieſer Charakter nicht gerade ein ſicilisches Gewächs ſey und, daß er nicht zuerſt von ſicilischen Dichtern behandelt worden ſeyn müſſe. Denn gehörte der Paraſit überhaupt nach Sicilien zu Hauſe, welcher Grund war dann vorhanden,

den sicilischen Parasiten vor andern auszuzeichnen? Die Kunst müßte denn anderswo in Verfall gerathen und unter dem sicilischen der wahre, der ächte Parasit zu verstehen seyn. Eher ließe sich aus dieser Bezeichnung auf eine höhere Ausbildung der Kunst auf sicilischem Boden schließen.

Die mittlere also oder die neuere Komödie war es, welche den Parasiten unter diesem Namen auf die Bretter brachte, wenn dieser Ausdruck von der griechischen Bühne erlaubt ist. Wir sagen: die mittlere oder die neuere Komödie, weil Alexis, derjenige Dichter, welcher den Namen zuerst gebrauchte, sowohl der mittlern als der neuern Komödie angehört und es nicht ausgemacht ist, zu welcher Gattung das Stück zu rechnen ist, in welchem er den Parasiten zuerst auftreten lassen. Der Parasit, dessen Schicksal im Leben nicht immer das rosenfarbenste ist, reussirte sogleich auf der Bühne, ja, was ihm im Leben nie wiederfährt, ereignete sich sehr oft auf dem Theater: er spielte die Hauptrolle. Ganze Komödien, die unter dem Titel „der Parasit" geschrieben wurden. Andere Stücke hatten zum Titel den Namen, welchen der Parasit in der Komödie führt, wie z. B. „der Curculio" des Plautus, „der Phormio" des Terenz. Alexis selbst erlebte noch, daß der Parasit eine ganz gewöhnliche Rolle wurde, ja er durfte in seinem Lustspiele „der Steuermann" sagen, es gebe zweierlei Gattungen von Parasiten; die Eine die gewöhnliche, in der Komödie verspottete, die Schwarzgekleideten (wir kommen auf diesen Ausdruck zurück), die Andere, welche aus schmeichlerischen und schmarotzenden Satrapen und Feldherren bestehe.

Was nun sind die eigentlichen Kennzeichen des Parasiten? Ich glaube, man wird ihn sich ohne besondere

Gabe der Spekulation konstruiren können. Nach dem Athenäus soll Diphilus ihn in seinem „Pilezias" am genauesten charakterisirt haben; dieses Stück, wie der „Parasitus piger", „der faule Schmarotzer" des Plautus ist leider verloren gegangen. Was sich aus der Zusammenstellung aller Autoren ergiebt, ist ungefähr Folgendes: Der Parasit liebt vor allen Dingen Essen und Trinken, er mag gern viel und gut essen und trinken, und zwar auf fremde Kosten. Er ist daher nach dem griechischen Ausdrucke ἀσυμβολος bei den Mahlzeiten, er giebt keinen Beitrag. Da er gutes Essen und Trinken so sehr liebt, versteht es sich, daß er sich auf Gastronomie versteht, und er versteht sich um so mehr darauf, als er zu Hause mit gar schmaler und magerer Kost vorlieb nehmen muß. Lernt man nicht jede Sache durch ihren Gegensatz am besten kennen? Der Cynike steht vielleicht dem Gourmand am nächsten und der Bettler hat keinen schlechtern Koch, als der Schwelger, ja er hat einen bessern, wenn Hunger der beste Koch ist. Kein besserer Würdiger eines guten Tisches also, als der Parasit. Er macht den Tisch rein, er fegt ihn, wie es in den „Menächmen" des Plautus heißt. Diese seine Neigung zum Wohlleben giebt dem Parasiten oft ganz vortreffliche Gedanken ein, die sich von der niedern Sphäre der Küche oft bis in die Region der Kabinette erheben. So äußert der Parasit im eben angeführten Stücke des Plautus, man solle die Sklaven nicht sowohl durch Fesseln und Banden zu halten suchen, als durch Essen und Trinken, und wirklich, wenn sich Sklaverei ertragen läßt, läßt sie sich bei gutem Essen und Trinken noch am ersten ertragen. Was fragen die Phäaken nach Freiheit?

Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Heerd ſich der Spieß.

Da ſich das ganze Thun und Treiben des Paraſiten um Eſſen und Trinken dreht, ſo geben ihm die Komiker auch demgemäß ſeine Namen. So heißt der Paraſit bald Curculio (Kornwurm), dann Saturio (Nimmerſatt) oder Autotrógos (Kuchenesſer).

Man muß gegen Jedermann gerecht ſeyn, alſo auch gegen einen Paraſiten. Was wir bisher von ihm gemeldet haben, iſt ſchwerlich geeignet, ihn beſonders zu empfehlen und es wird nöthig, auch auf ſeine guten Seiten aufmerkſam zu machen. Lucian zwar definirt die Kunſt des Paraſiten als diejenige, „welche auf das Eſſen und Trinken und auf die Reden gerichtet ſey, die man am ihretwillen führe; zum Ziel aber habe ſie das Vergnügen.“ Indeſſen, Lucian iſt ein Spötter, und ſelten, daß Spötter gerecht ſind. Nein, die Paraſiten waren keine bloßen Maulhelden, ſie wußten nicht nur zu reden, ſondern auch zu handeln. Es wird hier am Orte ſeyn, auf die verſchiedenen Arten zu kommen, in welche ſich das weit verbreitete Geſchlecht der Paraſiten theilte, und wir thun am Beſten, dabei wieder der Erſch und Gruber'ſchen Encyklopädie zu folgen, welche wirklich eine ſehr gründliche chemiſche Zerlegung oder Analyſe des ganzen ſchmutzigen Stoffs enthält.

Es gab vier Klaſſen von Paraſiten. Die erſte und beſſere iſt diejenige, welche nicht bloß eine erheuchelte Neigung für ihren Patron zeigt und ihm für ſeine Gunſt gern einen Dienſt leiſtet, wenn ein ſolcher in ihren Kräften ſteht. So Ergaſilus in den „Gefangenen“ des Plautus. Er wird mit unglücklich, als ſein Freund Philopolemon und deſſen Vater Hegio in's Unglück gerathen, ja er fühlt dieſes Unglück ſo tief, daß

er — horribile dictu! — ſogar allen Appetit verliert. Eine für einen Paraſiten gewiß hohe Unglückſeligkeitsſtufe! Ein ſolcher beſſerer Paraſit begleitete ſeinen Patron auf deſſen Gängen, übernahm dieſen oder jenen Auftrag und leiſtete den Paſſionen ſeines „Ernährers“ allen möglichen Vorſchub. Es waren freilich nicht eben die rühmlichſten Unternehmungen, für die man den Paraſiten, ſeine Rede- und Thatkraft in Anſpruch nahm. Er mußte, wenn es galt, ſich kein großes Gewiſſen daraus machen, zu lügen oder falſch zu ſchwören und, wenn es darauf ankam, der Geliebten des Patrons habhaft zu werden, mußte er Hand anlegen und das Haus erſtürmen helfen, in dem das Mädchen feſtgehalten wurde. Ueberhaupt ruhten diejenigen Dienſte auf ſeinen Schultern, die ſonſt nur Sklaven zu beſorgen pflegten. Der Paraſit iſt zu Allem bereit für ſeinen „König“, ſeinen „Genius“, ſeinen „Ernährer“, mit welchen Titeln er den Patron zu bezeichnen pflegt. Ein Hauptgeſchäft, für das er vorzüglich brauchbar und welches er ſich auch nicht gern nehmen läßt, iſt, daß er auf den Markt geht und dort Lebensmittel einkauft. Salcherlei ungefähr treibt der beſſere Paraſitenſchlag, bei den andern Klaſſen kommt es freilich beſſer oder vielmehr ſchlechter. Zu dieſer Paraſiten-Elite und Schmarotzer-Nobelgarde gehören z. B. der Curculio des Plautus, der für ſeinen Gönner eine weite Reiſe unternimmt, der Paraſit im „Miles Gloriosus“, der die vom Pyrgopolynices (Mauerbrecher) geworbenen Rekruten zum König Seleukus transportirt, der Phormio im gleichnamigen Luſtſpiel des Terenz. Die Dienſte und Commiſſionen, mit denen der Paraſit betraut zu werden pflegte, müſſen um ſo mehr von etwas häßliger Natur ſeyn, als wir ihn in der Komödie — nur den Adolescentes,

den Jünglingen, beigegeben finden, bei denen er dann andererseits auch seinen bessern Vortheil gewahren mochte. Aber auch im Leben galt es für schimpflich — hat doch auch der Schimpf seine Grade —, der Parasit einer alten Frau zu seyn und den Amoroso einer verblühten Schönen zu spielen.

Die zweite Klasse bildeten die spaßmachenden Parasiten, die die Verbindlichkeit gegen ihren Gönner in der leichten Münze des Witzes und Scherzes abzutragen pflegten. Der Komiker Anaxandridas behauptet, schon Rhadamanth und Palamedes hätten es erfunden, daß der Parasit Spaßhaftes sagen müsse. Eupolis sagt vom Kolax, er müsse bei Tische alsbald viel anmuthig Scherzhaftes vorzubringen wissen, wenn er nicht bald zur Thür hinaus befördert werden wolle. Der Parasit war ganz eigentlich dazu da, die Gäste zu amüsiren und gut genug für ihn, wenn dieses Amüsement nicht gerade auf seine Kosten erfolgte. Wir werden eine andere Klasse kennen lernen, bei der dieses allerdings der Fall war. Immerhin war es schon traurig genug, bei Strafe lustig seyn zu müssen. Man sollte es wenigstens meinen; aber da es ja noch heute so viel Leute giebt, die sich selber eine solche Pön auflegen, die par force schriftlich oder mündlich witzig seyn wollen und müssen, so ist eine solche Rolle am Ende so schrecklich nicht wie sie scheint. Dennoch war die Lage des Parasiten zuweilen eine schlimme, wenn nämlich eine zufällige oder nothwendige Witzebbe eintrat oder wenn das parasitische Salz den verwöhnt gewordenen Gaumen nicht mehr recht schmecken wollte. So klagt Ergasilus in dem „Gefangenen" des Plautus, es sey eine förmliche Verschwörung gegen die Parasiten gestiftet, er und andere Parasiten seyen heute ganz vergebens auf dem Forum um-

hergegangen, Niemand habe sie eingeladen, vergebens habe er bei den jungen Männern angefragt: Wo essen wir zu Mittag, wo zu Abend? umsonst habe er einen seiner Hauptspäße losgelassen, der ihn bei bessern Zeiten einen ganzen Monat freigehalten hätte. — Zu dieser Spezies (den Parasiten im engern Sinne, auch derisores, ridiculi genannt) gehörte der berühmte Korydas, ein Zeitgenoß des Demosthenes. Eigentlich hieß er Encrates. Es circulirten von ihm so viele bon-mots, daß man sie in eine besondere Sammlung brachte. Es sind diese derisores jedoch wohl zu unterscheiden von jenen Spaßmachern von Profession, den Gelatopoiois, die sich im Herakleion in Diamela versammelten und eine Art Kollegium bildeten, das aus sechzig Mitgliedern bestand und regelmäßige Sitzungen hielt. Wenn der Parasit nur freien Tisch verlangte, so forderten jene Lustigmacher ein ganz anderes Honorar, wenn der Parasit sich nur einem oder einigen Gönnern anschloß, so standen jene Jedem, der sie ablohnen konnte und wollte, zu Diensten. Auch hatten ihre Späße ein bedeutendes Ansehen, und der Ausspruch: „die Sechszig haben es gesagt" diente immer dazu, auf ein Witzwort aufmerksam zu machen. Man könnte diese Sechszig vielleicht mit den französischen Kalottisten vergleichen, die zur Zeit Ludwigs XIV. in Paris ihr Wesen trieben und die Herr von Sternberg neuerdings in seinem „Molière" auf so ergötzliche Weise wieder vorgeführt hat.

Wir kommen zu der dritten traurigsten und schmählichsten Parasiten-Klasse, zu denen, welche Plautus Laconas plagipatidas, die Schlägeleidenden, nennt. Sie mußten sich vom Wirth und seinen Gästen für ihren Platz an der Tafel die allerschimpflichste Behandlung gefallen lassen. Sie lagen öfters nicht, gleich den übri-

gen Gästen, mit auf dem Sopha, sondern kauerten zu den Füßen des Wirths auf einer niedrigen Bank. Hier und da eine Ohrfeige, von Zeit zu Zeit ein an den Kopf geworfener Teller — das durfte sie nicht aus der Fassung bringen. Wurden sie auf einen Löffel Suppe eingeladen, so war es recht eigentlich eine Prügelsuppe. Dennoch durften sie nicht daran denken, sich ihrem Schicksal zu entziehen, denn sonst blieb ihnen — wie Einer von ihnen klagt — nichts übrig, als mit dem Bettelsack aus dem Thore zu ziehen. In dem Fragment einer verloren gegangenen griechischen Komödie erzählt der Parasit, „wie er sich noch jung zu seiner Kunst gewendet und da so viele Ohrfeigen bekommen habe, wie ihm so viele Becher an den Kopf geworfen worden seyen, daß er manchmal mindestens acht Wunden an seinem Haupte zählen könne.“. Diese Gattung bezeichnet Diphilus mit dem Namen der „sicilischen Parasiten“ und das stimmt ungefähr mit der oben geäußerten Vermuthung, daß die Sicilier die parasitische Kunst zu ihrer wahren Höhe gehoben. Der ist ohne Zweifel der ächte Künstler, der für seine Kunst Alles leidet, Jedes duldet.

Die vierte und letzte Klasse bildeten die Adulatores, die Schmeichler. In der Komödie werden sie besonders jenen hochmüthigen Soldaten beigegeben, die in der Zeit nach Alexanders Tode ungefähr das Handwerk der spätern italienischen Kondottieri trieben. Ihr Geschäft war, ihrem Patron auf eine unverschämte Weise in's Gesicht zu schmeicheln — was in den Werken der Alten zuweilen auf eine für uns wirklich Ekel erregende Weise geschieht, das aber hindert sie nicht, den „Genius“ hinter seinem Rücken in seiner ganzen Blöße darzustellen. Sie dienen in der Komödie jenen Großprahlern gleichsam zur Folie und indem sie die Aufschneidereien derselben anscheinend

unterstützen, setzen sie diese in der That in das gehörige komische Licht. Sie geben daher im Lustspiel vortreffliche Hebel ab, komische Effekte hervorzubringen. So der Artotrogus, der Parasit des Pyrgopolynices. Er schmeichelt seinem Patron nicht allein durch Hervorhebung seiner kriegerischen Heldenthaten, auch seine Eroberungen im Felde der Liebe weiß er gehörig zu würdigen. „Denn", sagte er, „er habe keine Ruhe, so sehr werde er von den Damen bestürmt, die durch seine Protection Zutritt zu seinem Herrn und Meister verlangten."

Ob nun diese vier Klassen immer so ganz genau geschieden gewesen, ob nicht — auch in der Komödie — eine in die andere überspiele, das ist eine andere Frage, die Abstraction scheidet immer, wo das Leben verbindet. Warum hätte nicht auch der Witzbold einmal Schläge bekommen sollen oder der Schmeichler, wenn einmal eine Schmeichelei ihm verunglückte! Der arme, zerschlagene Schmarotzer, warum hätte er seinen Schmerz nicht einmal in einem bon-mot kühlen sollen? In der That scheiden auch die Dichter so scharf nicht, wie es eben hier geschehen, ja die Maske des Parasiten war für alle vier Klassen dieselbe. Das Kostüm des Parasiten in der attischen Komödie bestand nämlich in einem schwarzen Obergewande. Die Larve zeigte, wie die des Kolax, eine eingebogene Nase und ein theilnehmendes Gesicht, welches aber bei dem Parasiten fröhlicher aussah, als bei dem Kolax, dessen Züge mehr Malice ausdrückten, die Ohren sahen ziemlich zerschlagen aus und sollten wohl auf die Ohrfeigen deuten, die dem Parasiten — besonders dem der dritten Klasse — so reichlich zu Theil wurden.

Ein Charakter, der auf der Bühne Erfolg hat, hat ihn nicht immer im Leben. Dennoch interessirt jeder

konsequent durchgeführte Charakter, und so sehen wir auch in Athen verschiedene Parasiten, denen die öffentliche Theilnahme keineswegs entstand. So z. B. Chärophon, von dem folgende Anekdote erzählt wird: Es war seine Art, uneingeladen zur Mahlzeit zu kommen. Als er nun nach dieser seiner unbefangenen Weise sich auch einst bei einem Gastmahl eingefunden und bescheiden den letzten Platz eingenommen hatte, wurde er von dem für die Beobachtung der Luxusgesetze wachenden Gynäkonomen aus dem Hause gewiesen, weil die nicht zu überschreitende Zahl (dreißig) schon vollständig sey. Er ließ sich aber durch diese Aufforderung nicht irre machen und verlangte, man solle nur noch einmal zählen und bei ihm anfangen. Ausgezeichnete parasitische Genies — wer möchte ihre Namen nicht kennen lernen! — waren sonst noch Archyphon, Euklid, Gryllion, der schon erwähnte Korydos, Kyrebion, Moschion, der seiner anmuthigen und Niemand verletzenden Scherzreden wegen allgemein beliebte Philoxenos, Skombrossemidalis, Stratios, und Pithymallos. Daß es den kleinen griechischen Fürsten an Parasiten nicht gefehlt haben werde, ließe sich, wenn uns die geschichtliche Ueberlieferung auch abginge, aus Analogie neuerer Zeiten mit ziemlicher Gewißheit schließen. Besonders hatten sich die beiden sicilischen Dionyse mit solchen Leuten, die deßwegen auch den Namen: Dionysokolakes führten, umgeben.

Das wäre ungefähr, was sich aus den Klassikern über die Parasiten zusammenstellen ließe und wir könnten hier schließen, wenn uns nicht noch eine Bemerkung auf dem Herzen läge. Das Geschlecht der Parasiten ist noch nicht ausgestorben und wird vielleicht nie aussterben, denn Schmarotzerpflanzen gedeihen. Warum aber ließ man den Parasiten immer nur im Lustspiel auftreten?

Mich dünkt, er hat oft ſehr tragiſch gewirkt und wo Paraſiten in Maſſe auftreten, können ſie faſt nicht anders als tragiſch wirken. Bei der „Epopöe der franzöſiſchen Revolution" ſtehen eine Menge Paraſiten, männliche und weibliche, im Vordergrunde, die in dem ſogenannten rothen Buche zum Theil verzeichnet waren. Das Lächerliche kann zuweilen ſehr traurige Folgen haben; jene galliſchen Paraſiten aber waren großentheils noch mehr zu haſſen, als zu belachen.

Bei A. W. Hayn in Berlin sind ferner erschienen:

Hildebrand, Th., die Carbonari, eine Geschichte aus der Spanischen Revolution. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Lessing, Caroline, Gegenstücke: Salceda und der Nachttrunk. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Rein, Ludw., Novellen. — Erstes Bändchen. Enthaltend: Der Rheinschiffer, Novelle aus dem spanischen Successionskriege. Donna Cia, geschichtliche Novelle aus dem vierzehnten Jahrhundert. 8. Geh. 1 Thlr.

— Zweites Bändchen. Enthaltend: Der Tuchmacher von Brügge, geschichtliche Novelle aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Die Templer, geschichtliche Novelle aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. 8. Geh. 1 Thlr.

— Drittes Bändchen. Enthaltend: Der Königssarg, Geschichtliche Novelle aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Nordmann, geschichtliche Novelle aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. 8. Geh. 1 Thlr.

Schneider, L., Bilder aus Berlins Nächten. Genre-Skizzen aus der Geschichte, Phantasie und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— Bellona. Sammlung von Novellen, Erzählungen, Berichten und Schilderungen aus dem Kriegerleben. Erstes Bändchen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— Jokosus. Repertoir für das deutsche Liederspiel, Vaudeville und Quodlibet. Erstes Bändchen. Inhalt: 1) Der reisende Student, oder: das Donnerwetter. 2) Der Kapellmeister von Venedig. 3) Fröhlich. 4) Wohlgemuth. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

— Der böse Blick, oder: die Queiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in 4 Abtheilungen. Erste Abtheilung: Berlin vor 300 Jahren. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

— Desselben Werkes zweite Abtheilung: Berlin vor 200 Jahren. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

— Desselben Werkes dritte Abtheilung: Berlin vor 100 Jahren. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Thebesius, Ludw., Hermann der Cheruskerfürst. Trauerspiel in 5 Akten. 8. Geh. 20 Gr.

Scheerpinsel, Bunte, Sammlung der Gegenstände [illegible]

Scheerschleife III [illegible]

— Deffelben Werke dritte Abtheilung: [illegible]

100 Exemplare. 8. Geh.

— Deffelben Werke zweite Abtheilung: [illegible]

200 Exemplare. 8. Geh.

— Der [illegible]

[illegible]

— Der [illegible]

1) [illegible]

2) Der [illegible]

Scheerschleife und Schleifstein. Ein [illegible]

1) Der [illegible]

2) Der [illegible]

— Der [illegible]

[illegible]

— Der [illegible]

[illegible]

— Der [illegible]

[

Miscellen

aus

dem Gebiete

der

Geschichte und Satire.

Von

Rudolph von Groscreutz.

Berlin.
Druck und Verlag von A. W. Hayn.
1843.